

Inhaltsverzeichnis

0. Einleitung	11
1. Die Sprachmanagementtheorie	12
1.1 Geschichte: Von Sprachplanung zum Sprachmanagement	12
1.2 Das Sprachmanagement	14
1.3 Wichtige Faktoren des Sprachmanagements	16
1.4 Der Sprachmanagementprozess	17
2. Das Konzept des Plurizentrismus	20
2.1 Terminologisches – Varietät, Variante, Variable	23
3. Deutsch als plurizentrische Sprache – nationale Standardvarietäten in Österreich und Deutschland	25
3.1 Unterschiedliche Entwicklung der deutschen Sprache in Deutschland und in Österreich	25
3.2 Die Etablierung des Deutschen als plurizentrische Sprache	27
3.3 Definierung der Zentren der deutschen Sprache und des Begriffs <i>nationale Varietät</i>	29
3.4 Problematisierung des plurizentrischen Konzeptes im deutschsprachigen Raum	30
3.5 Spezifizierung der Termini <i>Standardsprache, Umgangssprache, Dialekt</i>	32
3.6 Die Sprachpraxis und Probleme mit der Kodifizierung der deutschen Standardsprache – Polyglossie, Diglossie, Monoglossie	34
3.7 Regionale Standards innerhalb einer nationalen Varietät des Deutschen	36
3.7.1 Deutschland	36
3.7.2 Österreich	36
4. Kodifizierung der nationalen Varietäten des Deutschen	39
4.1 Ammons soziales Kräftefeld einer Standardvarietät	39
4.2 Schwierigkeiten im Falle Österreichs	43
4.3 Kodizes	45
4.3.1 „Österreichisches Wörterbuch“	46
4.3.2 „Das Variantenwörterbuch“	52
4.3.3 „Das Protokoll Nr. 10“	54

5. Methodischer Ansatz	59
5.1 Zur Erhebung	59
5.2 Probanden	61
5.3 Der Untersuchungsgegenstand	62
5.4 Analyse	62
5.5 Wiedergabe von außersprachlichen Signalen	63
6. Gespräche und deren Analyse	64
6.1 Wie man es in Deutschland sagt	64
6.1.1 Der Fall <i>Chemie</i>	64
6.1.2 Berliner quatschen	65
6.1.3 ...wie ist das Präteritum von sitzen?	67
6.1.4 Zusammenfassung	68
6.2 Unseren Dialekt versteht niemand	69
6.2.1 Jausen ma mal!	69
6.2.2 Pass dich doch an!	71
6.2.3 Oh ja, das geht sich noch aus!	73
6.2.4 Zusammenfassung	75
6.3 Österreichisch ist unverständlich	75
6.3.1 Ich verstehe euch einfach nicht!	75
6.3.2 Du musst dich halt an die Sprache gewöhnen	77
6.3.3 Österreicher reden penetrant!	78
6.3.4 Zusammenfassung	79
6.4 Ach, die Kärntner	80
6.4.1 ...die verstehen mich so schlecht!	80
6.4.2 Überall wird anders gesprochen	81
6.4.3 Kärntner reden Dialekt, auch wenn sie Hochdeutsch sprechen	82
6.4.4 Nein, uns versteht echt niemand	83
6.4.5 Zusammenfassung	84
6.5 Österreichisch ist sooo süß!	84
6.5.1 Ach, ich könnte stundenlang zuhören!	84
6.5.2 Aber das Österreichische hört sich ganz lustig an. Ich mag das. ...	85
6.5.3 <i>Österreichisch</i> ist ein schöner Dialekt	88

6.5.4 Zusammenfassung	89
6.6 Bundesdeutsch <i>ißt</i> anders	89
6.6.1 Und was für lustige Begriffe die noch ham	89
6.6.2 Zum Beispiel Hackfleisch	91
6.6.3 Zusammenfassung	92
6.7 Ist direkt ein Gegensatz zu höflich?	93
6.7.1 Ach, ich würde das tun, wenn ich nur könnte...	93
6.7.2 Jeder hat andere Manieren	94
6.7.3 Wie könnten wir vielleicht noch freundlicher sein?	95
6.7.4 Zusammenfassung	96
6.8 Ösies und Piefkes	96
6.8.1 Du redest wie ein Schwul...	96
6.8.2 Einmal Hofer gleicht Null Plus	98
6.8.3 Warum hassen mich alle?	99
6.8.4 Minderwertig ist nicht gut	100
6.8.5 Österreicher behaupten, ich spreche falsches Deutsch	102
6.8.6 Zusammenfassung	103
6.9 Man passt sich halt so nebenbei an	104
6.9.1 Baba, Österreich!	104
6.9.2 Ne Mennnnnnge!	105
6.9.3 Zusammenfassung	107
7. Schlussfolgerungen	108
8. Resümee	112
9. Literaturverzeichnis	115
Anhang	122

Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen

A	in österreichischem Standarddeutsch (nach dem „Variantenwörterbuch“)
ADABA	Abkürzung für „Österreichisches Aussprachewörterbuch. Österreichische Aussprachedatenbank“
CH	in schweizerischem Standarddeutsch (nach dem „Variantenwörterbuch“)
D	in bundesdeutschem Standarddeutsch (nach dem „Variantenwörterbuch“)
DaF	Deutsch als Fremdsprache
D-süd	in süddeutschem Standard (nach dem „Variantenwörterbuch“)
landsch.	landschaftlich
ÖAWB	„Österreichisches Aussprachewörterbuch“
österr.	österreichisch/in österreichischem Standarddeutsch
ÖWB	„Österreichisches Wörterbuch“

0. Einleitung

Dass sich die Sprache der Österreicher und der Deutschen voneinander unterscheidet, wurde der Verfasserin dieser Arbeit erst vor einigen Jahren ganz unerwartet bewusst, als sie, als nichts ahnende Nicht-Muttersprachlerin zum ersten Mal kurzfristig in Österreich war und feststellen musste, dass sie nach zehnjährigem Deutschlernen kaum etwas verstand. Schlussendlich wurde dies zum Anlass für tieferes Interesse an der nationalen Variation des Deutschen. Der Hauptgegenstand dieser Magisterarbeit bildet daher die nationale Variation der deutschen Sprache, die wohl, wie der Verfasserin damals, nicht allen Sprechern und Lernern des Deutschen bewusst ist.

Es wird versucht zu erforschen, wie sich Sprecher zweier verschiedener Standardvarietäten des Deutschen, der österreichischen und bundesdeutschen Standardvarietät, in Gesprächen verhalten und welche Rollen die jeweiligen Varietäten dabei spielen. Es interessiert vor allem, was geschieht, falls eine unterschiedliche Sprachvariante bzw. eine unerwartete Aussage bezüglich einer Varietät oder sogar Nation auftaucht, wie diese identifiziert und die ganze Situation unmittelbar im Gespräch gelöst wird, sowie wie die jeweilige fremde bzw. auch die eigene Varietät wahrgenommen und bewertet wird.

Der Schwerpunkt dieser kleinen Forschung beruht auf einer qualitativen Analyse von Interaktionen zwischen Muttersprachlern aus beiden Ländern, die mithilfe der Instrumente der Sprachmanagementtheorie durchgeführt wird, womit auch versucht wird, diese relativ neue soziolinguistische Theorie auf die plurizentrische Untersuchung sowie auf das plurizentrische Konzept anzuwenden und zu überprüfen, ob sie spontane (Mikro) sowie organisierte (Mikro+Makro) Prozesse in der Lage zu beschreiben ist.

Durch die qualitative Analyse werden natürlich keine messbaren Prozentangaben gewonnen, sondern individuelle Aussagen, die am Ende eine Formulierung von bestimmten Schlussfolgerungen hinsichtlich der Existenz, Präsenz, Rezeption und Fungieren der nationalen Standardvarietäten in der tagtäglichen Sprachpraxis ermöglichen sollten.

Von Interesse wird auch sein, ob und inwieweit die analysierten Aussagen bezüglich der nationalen Varietäten mit der entsprechenden Kodifizierung bzw. Studien zur Sprachbenutzung, Sprachsituation usw. in den jeweiligen Ländern korrespondieren werden.

1. Die Sprachmanagementtheorie

Als methodologisches Mittel und theoretische Grundlage bei der Analyse von Gesprächen wurde die Sprachmanagementtheorie gewählt, da sie ganz genaue Vorgangsweise bietet, sowie über Mittel verfügt, mithilfe deren sich alle sprachlichen Ebenen sowie Einstellungen zu den nationalen Varietäten (aber auch ihren Sprechern, dem jeweiligen Land usw.) beschreiben lassen, auch wenn diese mit der Sprache an sich nur indirekt zusammenhängen.

Die Sprachmanagementprozesse in Diskursen führen unter anderem zum Konstruieren von nationalen Varietäten, welche die Sprachmanagementtheorie zu erfassen imstande ist. So können diese analysiert werden, wobei auch alle Schritte bzw. Anlässe und Bedingungen, die zu einem gewissen Konstrukt geführt haben, beschrieben werden können. Die von Laien konstruierten nationalen Varietäten lassen sich dann im Rahmen derselben Theorie beispielsweise mit den Maßnahmen zur Etablierung der jeweiligen nationalen Varianten– den entsprechenden kodifizierten Normen – vergleichen. Somit kann auch festgestellt werden, inwiefern die Makro- (die kodifizierten Normen) und Mikroebene (Interaktionen) miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig beeinflussen.

1.1 Geschichte: Von Sprachplanung zum Sprachmanagement

Die Theorie, die von J.V. Neustupný und B.H. Jernudd verfasst und von J. Nekvapil weiter herausgearbeitet wurde, stellt eine Fortsetzung und wesentliche Erweiterung der Sprachplanung dar, die somit auch kritisiert wurde (vgl. dazu Nekvapil 2006:95).

Die traditionelle Sprachplanung, wie sie sich nach dem 2. Weltkrieg entwickelte und mit der Bildung neuer Staaten in ehemaligen Kolonien zusammenhing, wurde von Sprachexperten geleitet, die theoretische Konzepte zur Modernisierung der Entwicklungsländer entwarfen. Dies sollte häufig mithilfe einer „modernen“ Sprache (also im Prinzip mit der Sprache der ehemaligen Kolonialmächte) geleistet werden. Es handelte sich um bloße Theorien, die mit der realen Situation in den jeweiligen Ländern bis auf die wohl allgemein vorherrschende Ideologie des notwendigen Fortschritts nicht viel zu tun hatte und schon überhaupt nicht von den tatsächlichen Problemen der Menschen ausging (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:1; Nekvapil 2006:92f.). Mit anderen Worten wurde ein Konzept auf der Makroebene verfasst, mithilfe dessen die Wahl der

Sprache bzw. der sprachlichen Varietät und ihr Gebrauch für die Mikroebene reguliert, d.h. ihr vorgeschrieben wurde. Solche Sprachpolitik war sehr zentralisiert und ideologisch motiviert. Schon in den 70-er Jahren zeigte sich dies allerdings als mangelhaft und gesellschaftlich sogar gefährlich. Es wurde nach neuen Theorien und Zugängen gesucht, die wirkliche (sprachliche, aber auch soziale, ökonomische u.ä.) Probleme der realen Menschen lösen würden, sich nicht nur strukturalistisch getreu mit seitens der Wissenschaftler vermuteten Mängeln der Sprachen befassten. Kurz und gut, man fing bei der Sprachplanung an, auch die sozialen, kulturellen, politischen, ökonomischen und andere Komponenten zu berücksichtigen (vgl. zu dieser Problematik Ricento 2000:200-203).

Mit den neuen, dezentralisierenden Tendenzen in der Sprachwissenschaft schien allmählich auch der Begriff *Sprachplanung* unzulänglich zu sein. Er wurde zwar von vielen Sprachwissenschaftlern weiterhin benutzt, hie und da tauchten vereinzelte Versuche auf, andere Termini zu finden, um die neuen Inhalte und Gegebenheiten dadurch von dem alten Begriff der Sprachplanung - im Sinne regulieren und von oben vorschreiben - abzugrenzen und neue Tendenzen auf diesem Forschungsfeld zu signalisieren (vgl. Nekvapil 2006:93f.). B.H. Jernudd und J.V. Neustupný haben schon seit den 70-er Jahren an der Erweiterung der Sprachplanungstheorie gearbeitet. Nicht später als 1978 erkannte Neustupný die Notwendigkeit, dass von dem wirklichen Sprachgebrauch in konkreten Situationen ausgegangen werden muss, um die tatsächlichen Sprachprobleme überhaupt zu finden und als solche identifizieren zu können (vgl. dazu Nekvapil/Sherman 2009:1).

Und schließlich 1987 wurde auf einer Konferenz in Quebec, Kanada der Terminus *Language management (Sprachmanagement)* in die soziolinguistische Literatur programmatisch eingeführt. Somit hielten die Autoren auch *Language planning (Sprachplanung)* als einen der postkolonialen Zeitperiode angehörenden Terminus für überwunden und die Sprachmanagementtheorie sollte vom Namen her aber vor allem inhaltlich seine Stelle einnehmen (vgl. Nekvapil 2006:94-95, Jernudd/Neustupný 1987:71). Es handelt sich daher nicht um eine bloße Benennung bzw. Umbenennung der bisherigen Sprachplanungstheorien, sondern es wurde eine neue Theorie unter diesem Namen herausgearbeitet, die zwar von den früheren Arbeiten ausging, diese aber in mancherlei Hinsicht erweiterte (Nekvapil/Sherman 2009:1; Nekvapil 2006:95).

Dadurch, dass sie die Prozesse auf der Makro- sowie Mikroebene relativ erfolgreich verknüpft und zu einem unmittelbar zusammenhängenden Zyklus macht, handelt es sich um einen bisher einzigartigen Versuch auf diesem Forschungsfeld.

Um nun die Wichtigkeit der Verflechtung der Mikro- und Makroebene in einer einzigen Theorie zu verdeutlichen, versuchen wir dies am Beispiel eines idealen Verlaufs von Kodifizierung einer Standardsprache zu zeigen. Denn solche umfangreichen Prozesse, die eine größere Anzahl an Menschen betreffen, müssen zweifelsohne auf der Makroebene (beispielsweise unter Sprachexperten, verschiedenen sprachlichen Instituten und den eigentlichen Kodifizierern) gelöst werden. Die Makroebene geht der Sprachmanagementtheorie nach von der Beobachtung der tatsächlichen Sprachprobleme auf der Mikroebene aus, die sie angesammelt und ausgewertet hat; macht Vorschläge, wie diese zu beseitigen sind und stellt dann der Mikroebene als Maßnahme zum Entfernen der Sprachprobleme sowie als Ergebnis ihrer Tätigkeit neue bzw. bearbeitete Kodizes und Regelwerke zur Verfügung. Schließlich wird das Problem auch auf der Mikroebene gelöst, indem sich konkrete Menschen die vorgeschlagenen Regeln aneignen und sie in konkreten Interaktionen zu benutzen beginnen. Somit werden sie wieder ein Problem weniger in der Kommunikation haben, bis wieder ein neues auftaucht und somit ein neuer Prozess angeregt wird (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:6).

Dies ist selbstverständlich ein sehr allgemeines Beispiel, verdeutlicht jedoch, dass die Mikro- und Makroebene sehr eng zusammenhängen. Erst B.H. Jernudd und J.V. Neustupný ist es mit ihrer Sprachmanagementtheorie gelungen, diese beiden scheinbar unterschiedlichen und doch von sich abhängenden Ebenen als ein untrennbares, zusammenhängendes Ganzes mit den gleichen Instrumenten zu beschreiben (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:8f.; Nekula/Nekvapil 2006:309-310).

1.2 Das Sprachmanagement

Die Theorie beschäftigt sich mit der Sprache im weitesten Sinne des Wortes. Es handelt sich also nicht nur um die übliche Produktion und Rezeption im Diskurs. Den größten Beitrag der Sprachmanagementtheorie leistet die Fähigkeit, die metasprachliche Ebene zu beschreiben. Sie ist imstande, mit immer denselben Mitteln die Einstellungen zur Sprache oder sprachlichen Varietäten, das Umgehen mit der Sprache, das Sprechen

über Sprechen, also eigentlich das „Managen“ der Sprache bzw. des Sprechens seitens der Sprachbenutzer zu beschreiben und zu analysieren. (In englischen Originaltexten wird zwischen „generate“ – „Sprachproduktion/-Rezeption“ und „manage“ unterschieden, vgl. dazu Nekvapil/Sherman 2009:9 und Nekvapil 2006:95.) Dabei rechnet die Theorie mit der Beschreibung der Metaebene nicht nur auf der Makroebene, wo diese wohl sichtbarer ist, da es klar ist, dass beispielsweise die Sprachexperten über ein Sprachproblem zuerst diskutieren müssen, bis sie zum Konsens kommen; sondern auch in den spontanen Interaktionen auf der Mikroebene. Auch da wird nämlich die Sprache „gemanagt“, nur geschieht dies unmittelbar im Laufe eines Gesprächs. Die Sprachmanagementtheorie kann somit die Makro- sowie die Mikroebene mit den gleichen Mitteln und nach den gleichen Faktoren zu beschreiben, was bedeutet, dass beide tatsächlich in demselben theoretischen System verbunden werden können.

Das wichtigste Prinzip der Sprachmanagementtheorie stellt der Bottom up-Ansatz dar. Die Sprachmanagementtheorie geht davon aus, dass die wirklichen Probleme immer auf der Mikroebene zu suchen sind und erst von hier zur Makroebene geleitet werden, um dann im Idealfall in Form von Lösungen der ursprünglichen Probleme wieder auf die Mikroebene zurückzukehren. Es wird somit von der sprachlichen Praxis ausgegangen (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:5-6).

Das Management auf der Mikroebene wird „simple management“, also *einfaches Management* genannt und kennzeichnet sich dadurch aus, dass in Diskursen erschienene Sprachprobleme gleich in den jeweiligen (Teil-)Interaktionen gelöst werden, quasi „here and now“ (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:2; Nekvapil 2006:96). Das *organisierte Management* dagegen betrifft außerdem noch die Makroebene. Der Prozess des organisierten Managements ist in der Regel ein langwieriges Verfahren, in welches je nach der Komplexität des Problems und der Sprachmanagementnetzwerke mehrere Institutionen mit einbezogen sind (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:2; Nekvapil 2006:96). Um ein Beispiel des organisierten Managements anzuführen, reicht es, an den oben beschriebenen Verlauf der Kodifizierung zu denken. Es ist klar, dass bis so ein Prozess von der Mikroebene, über die Makro- wieder auf die Mikroebene zurückkehrt, es auch einige Jahre dauern kann.

Wichtig ist, dass auch in solchem Fall, wo auf der Makroebene entschieden wird, der Theorie nach immer von den konkreten Interaktionen ausgegangen wird, ansonsten

lässt sich von nur einem Teilsprachmanagement sprechen (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:6f.). Denn die Lösung eines Problems, das nur für Sprachexperten (Staat, Firma) ein Problem darstellt, für den normalen Sprachbenutzer aber keineswegs, läuft Gefahr, dass sie entweder gar nicht aufgenommen wird oder im schlimmeren Fall den Sprachbenutzern nur noch das Leben verkompliziert und so erst zum eigentlichen Problem wird.

Die Sprachmanagementtheorie befasst sich nicht nur mit negativ bewerteten Erscheinungen, es muss sich also nicht bloß um das Identifizieren und Beseitigen irgendwelcher sprachlichen Probleme („language problems“) handeln, zu welchem Zweck sie genauso wie die Sprachplanungstheorie ursprünglich eigentlich geschaffen worden war. Die Möglichkeit, Abweichungen von der Erwartung bzw. Norm auch positiv zu bewerten, erlaubt es, auch weitere Aspekte zu untersuchen. Beispielsweise warum ein Sprecher eine bestimmte Fremdsprache zu erlernen entschieden hat, warum ein Muttersprachler eine bestimmte Variante von mehreren möglichen verwendet und ähnliches (vgl. Nekvapil 2006:97, Neustupný/Nekvapil 2003:185-7).

1.3 Wichtige Faktoren des Sprachmanagements

Ein entscheidender Faktor beim Sprachmanagement auf beiden Ebenen ist der Faktor der *Macht*. Denn die Beteiligten verfolgen oft unterschiedliche Interessen und haben aufgrund ungleicher sozialer, ökonomischer, kultureller, persönlicher oder anderer Kriterien mehr (oder weniger) Kraft zur Durchsetzung eigener Interessen (vgl. Nekvapil 2006:96).

Weiterhin findet das Sprachmanagement immer in Einbettung in einen konkreten Kontext statt, innerhalb verschiedener *Netzwerke*. Auch dies gilt sowohl für das einfache als auch für das organisierte Sprachmanagement. Ein solches Netzwerk kann ein Staat sein, aber auch eine Firma, eine Familie oder einfach zwei Personen innerhalb eines Gesprächs (vgl. Neustupný/Nekvapil 2003:186).

Mit der Einbettung in konkrete Kontexte hängt auch das zusammen, dass nicht nur rein sprachliche Phänomene für das Sprachmanagement relevant sind. Es handelt sich daher nicht lediglich um sprachliche bzw. *linguistische* Phänomene, die „gemanagt“ werden (zu welcher Deutung der Terminus *Sprachmanagement* allerdings auf den ersten Blick verführen könnte), sondern auch *kommunikative* und *soziokulturelle* (bzw.

sozioökonomische) Phänomene können „gemanagt“ werden. (vgl. Nekvapil 2006:98). Ein Beispiel hierfür könnte der Tschechischunterricht in Tschechien darstellen. Vorausgesetzt, der Tschechischunterricht läuft in der Standardsprache. Ein Schüler hält ein Referat und statt einer erwarteten Standardform benutzt er eine umgangssprachliche, beispielsweise die Endung –ej im Adjektiv „starý“. Woraufhin die Lehrerin den Schüler korrigiert und erklärt, dass die korrekte Endung „ý“ lauten müsste. Hier wird selbstverständlich die *linguistische* Kompetenz beider Akteure vorausgesetzt, weil beide imstande sein müssen, die Standard- und Umgangssprache voneinander zu unterscheiden. Weiterhin ist aber auch die *kommunikative* Kompetenz im Spiel, denn es wird allgemein angenommen, dass der Unterricht in der Standardsprache verläuft und besonders bei der Präsentation eines Referats in dieser Varietät kommuniziert wird. Und letztendlich findet man hier auch die *soziokulturelle* Komponente, denn die Lehrerin unterrichtet im Standard, wohl mit der Absicht, die Kinder auch in dieser immer seltener gesprochenen Varietät kommunizieren zu lehren und so glaubt sie vielleicht, aus ihnen sich kultiviert ausdrückende Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu erziehen (vgl. Nekvapil 2006:98).

1.4 Der Sprachmanagementprozess

Der Sprachmanagementprozess kann auf der Mikro- oder Makroebene erfolgen und wird auf beiden Ebenen mittels gleicher Instrumente beschrieben, was ein großer Gewinn der Sprachmanagementtheorie ist. Der ganze Prozess besteht aus fünf Stufen (eigentlich vier, denn die *Abweichung* im Prinzip nur eine Voraussetzung für den SMP ist), es müssen jedoch nicht alle auftreten. Der Prozess kann in jeder Phase abgebrochen werden, was von den Sprechern oder den Institutionen selbst abhängt (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:3):

1) Abweichung von der Norm bzw. Erwartung

Damit der Sprachmanagementprozess überhaupt beginnen kann, muss im Gespräch ein „Fehler“ auftreten. Fehler in Anführungszeichen, da es sich meistens um Verletzung einer gewissen Norm handelt und diese keineswegs der kodifizierten Norm entsprechen muss. Ich verwende hier diesen Terminus im

Sinne eines gewissen Bewusstseinsinhaltes, also was die Sprecher selber für eine Norm halten, was sie erwarten oder was sie für angemessen halten.

2) *Bemerkung*

Die Abweichung von der Norm kann unbemerkt bleiben und in einem solchen Falle endet damit der Sprachmanagementprozess. Wird diese aber bemerkt, kann die nächste Phase auftreten.

3) *Bewertung*

Auch hier kann der Sprachmanagementprozess beendet werden, und zwar im Falle, dass der bemerkte „Fehler“ unbewertet bleibt. Bewertet wird im Idealfall entweder *positiv* oder *negativ*. Die Urteile fallen allerdings nicht immer so eindeutig aus, es müssen manchmal relativ vage Begriffe wie *eher negativ*, *eher positiv* bzw. *neutral* verwendet werden.

4) *Korrekturplan*

In dieser Phase können verschiedenste Maßnahmen zur Beseitigung des aufgetauchten Problems geplant und unternommen werden, zumeist handelt es sich um eine Korrektur.

5) *Implementierung*

Die Implementierung signalisiert, dass die korrigierte Normabweichung vom Gesprächspartner akzeptiert und weiterhin als die richtige Variante benutzt wird. Mit diesem Schritt wäre auch der komplette Prozess vollendet (zum Sprachmanagementprozess vgl. Nekvapil/Sherman 2009:3).

Als ein typisches Beispiel für den Sprachmanagementprozess auf der Mikroebene könnte wieder der Sprachunterricht herangezogen werden. Ein Schüler macht einen Fehler, dieser wird von dem Lehrer bemerkt und gleich auch negativ bewertet. Der Fehler wird folglich vom Lehrer korrigiert, was direkt oder indirekt geschehen kann, in manchen Fällen mehrmals. Im Idealfall eignet sich der Schüler die „korrekte“ Norm an. Korrekt schreibe ich nun in Anführungszeichen, da es sich oft nur um Korrektheit in den Augen des Lehrers handelt. Dieser besitzt aber eine bestimmte Machtposition und wird daher von Schülern als die maßgebende Instanz wahrgenommen (für andere Beispiele vgl. Nekvapil/Sherman 2009:3).

Wenn auch den Mittelpunkt der empirischen Untersuchung das einfache Sprachmanagement bildet, soll auch dieses im breiteren Kontext gesehen werden, also in Einbettung in den Zyklus Mikro – Makro – Mikro. Im Falle der nationalen Varietäten geben die Interaktionen der Muttersprachler mit ihren problematischen Stellen bzw. spezifischem Charakter usw. Anregungen der Makroebene für das Schaffen der Kodizes oder anderer Regelwerke, die Mikroebene kann sich dann an diesen Maßnahmen orientieren, falls sie es für günstig bzw. wichtig hält und sich die so vorgeschlagenen Normen aneignen (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:6). Wie dem in der sprachlichen Realität allerdings ist, soll die Analyse von Gesprächen im praktischen Teil dieser Arbeit zeigen. Im folgenden Kapitel wird nun die theoretische Grundlage und zugleich ein Ergebnis des organisierten Sprachmanagements angeführt und beschrieben. Es handelt sich um das *Konzept des Deutschen als plurizentrische Sprache*.

2. Das Konzept des Plurizentrismus

Die Ursprünge des plurizentrischen Konzeptes greifen bis in die 50er Jahre hinein. Damals benutzte Kloss (1952/1978 II) erstmals den Terminus *plurizentrisch* und führte ihn somit in die Linguistik ein (vgl. Muhr 2003:191; Clyne 1992a:1). Er bezeichnete mittels dieses Attributs eine Sprache, die in mehreren sprachlichen Zentren vorkommt, wobei jedes über eine eigene kodifizierte nationale Varietät verfügt. (vgl. Clyne 1992a:1; Muhr 2003:191). Damit legte er den Grundstein der plurizentrischen Auffassung.

Dem Konzept nach ist es daher die Staatsgrenze, die die gemeinsame Sprache in verschiedene nationale Varietäten teilt, was auch dazu führt, dass ihre jeweiligen Normen als Indikatoren der nationalen Identität dienen. Die nationalen Varietäten verbinden also einerseits, indem sie ein Gemeinschaftsgefühl im Rahmen eines Staates konstituieren, andererseits dienen sie der Abgrenzung der eigenen nationalen Varietät von den fremden nationalen Varietäten (vgl. Clyne 1992a:1). Daraus geht schon hervor, dass entscheidend für die Etablierung der nationalen Varietäten nicht nur rein strukturalistisch-linguistische Merkmale sind, eine viel wichtigere Rolle spielen nämlich soziologische Aspekte. Nationale Varietäten haben eine wichtige *symbolische Funktion*, sie werden zum Träger der nationalen bzw. eigenen *Identität*. Und wie wichtig eine gemeinsame, eigene Sprechweise (in unserem Fall eine eigene nationale Varietät) für die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft bzw. inwiefern sie staatskonstituierend ist, zeigen schon die Beispiele aus der Vergangenheit, man denkt nur an die so genannten „nationalen Wiedergeburten“ der nicht-deutschsprachigen Völker der Habsburgischen Monarchie (vgl. dazu Clyne 1992a:1-2).

Dabei muss im Rahmen der plurizentrischen Auffassung zwischen den Termini *Sprache*, *nationale Varietät* und *Dialekt* (bzw. Regionalsprache) sicher unterschieden werden, da jeder von ihnen eine andere symbolische Funktion trägt, sowie einen anderen sprachlichen und sozialen Status hat. Ihre Verwechslung kann zu Missverständnissen zwischen Vertretern verschiedener Konzepte führen bzw. auch führt (beispielsweise plurizentrisch versus pluriareal). Betrachten wir nun alle drei oben genannten Termini etwas genauer, steht die *nationale Varietät* zu recht in der Mitte. Im Unterschied zu *Dialekten* sind nationale Varietäten kodifiziert, werden nicht nur mündlich verwendet und haben daher eine repräsentative, offizielle Funktion. Im

Unterschied zu einer *Vollsprache* verfügen sie aber nicht über „den linguistischen Abstand“ (Muhr 2003:193), das heißt genügend linguistische Spezifika im Vergleich zu den anderen nationalen Varietäten der gleichen Sprache, zu der sie gehören. In der sprachlichen Praxis ist es für die Sprecher natürlich nicht so einfach, dazwischen zu unterscheiden und so sind sie sich oft nicht darüber im Klaren, was eigentlich der richtige Standard ist und an welcher Norm sie sich orientieren sollen bzw. ob sie einen Dialekt oder die nationale Varietät sprechen; was zur Unsicherheit mit der eigenen (nicht nur sprachlichen) Identität führen kann (vgl. dazu Muhr 2003:193).

Ebenso wie Sprachen, sind auch alle nationalen Varietäten einer plurizentrischen Sprache gleichwertig. Es gibt allerdings immer eine Varietät, die *dominiert* (im Weiteren die D-Varietät) und sich zumeist auch größerer Prestige erfreut; und dann die *anderen Varietäten*, die außer, dass sie oft als prestigefreier empfunden werden, häufig über eine viel kleinere Anzahl an Sprechern verfügen (im Weiteren als A-Varietäten) (vgl. Muhr 2003:204-5). Die Gründe für die Dominanz einer bestimmten nationalen Varietät sind unterschiedlich und können sich im Laufe der Zeit ändern (vgl. die Dominanz des amerikanischen Englisch zu Ungunsten des britischen). Zu den wichtigsten Gründen für die Dominanz einer Varietät gehören beispielsweise historische, wirtschaftliche oder politische Ursachen. Im Falle des Deutschen sind es dann überwiegend die wirtschaftlichen Gründe, da *bundesdeutsches* Deutsch (wie im Folgenden die in Deutschland geltende nationale Varietät bezeichnet wird) anhand des sozioökonomischen sowie soziokulturellen Einflusses und großer Sprecheranzahl eindeutig die D-Varietät des Deutschen darstellt. Die österreichische sowie die schweizerische Standardvarietäten gehören somit zu den A-Varietäten. Solche sprachliche Asymmetrie spielt aber eine wichtige Rolle, die wieder mit der Identität zu tun hat und sich in der Sprechergemeinschaft weitgehend auswirkt (vgl. dazu Muhr 2003:204-5; Clyne 1992a:2-5). Einige der typischen Merkmale dieser Asymmetrie, die für die deutsche Sprache zutreffend sind, führe ich im Folgenden an. Ausführlicher kommentiert werden sie allerdings erst im Rahmen der Analyse von Interaktionen, falls einige von denen in Gesprächen vorkommen oder thematisiert werden. Die Charakteristik basiert auf Muhrs Übersicht (Muhr 2003:205-7), die eine Zusammenfassung der früheren Studien zu diesem Thema leistet.

Für die Sprecher der D-Nationen sei typisch, dass sie ihre Varietät als den Standard betrachten und die A-Varietäten als Nicht-Standard (von Regionalsprachen bis zum Dialekt) bezeichnen, die sich für sie allerdings „*exotisch, archaisch, charmant*“ anhören (Muhr 2003:206). Damit hängt zusammen, dass sie die nationale Variation von der regionalen in der Regel nicht unterscheiden. Außerdem sind sie häufig der Meinung, dass im Gegensatz zu der regionalen Variabilität in der gesprochenen Sprache die Schriftsprache überall einheitlich sei.

Was den Status der Varietäten betrifft, ist es für die D-Nationen einfacher, ihre Normen zu kodifizieren, sowie sie (beispielsweise durch den Fremdsprachenunterricht) ins Ausland zu verbreiten. Außerdem beeinflusst die D-Varietät in der Regel die A-Varietät und nicht umgekehrt. Und während Veränderungen in der eigenen D-Varietät als „natürlich“ wahrgenommen werden, sind diese in den A-Varietäten häufig als „separatistische Tendenzen“, also Bemühungen um eine eigene Sprache angesehen. Es komme auch nicht selten vor, dass die Sprecher der D-Varietät die Sprecher der A-Varietät nicht oder nur mit Schwierigkeiten verstehen.

Die Sprecher der A-Nation tendieren dazu, die Normen der D-Varietät zu bevorzugen, da diese als neutraler oder prestigevoller empfunden werden. Somit werden die Sprecher aber auch sehr unsicher mit der Entscheidung dessen, inwiefern die eigene Norm korrekt ist und was eigentlich eine regionale und was eine nationale Norm sei. Auch im Schulunterricht und bei der Kodifizierung wirkt sich diese Unsicherheit aus, da die Abspaltung von der D-Varietät, die mehr als die „Hauptvarietät“ empfunden wird, befürchtet werde. Daher verhält man sich in dieser Hinsicht eher zurückhaltend und unentschieden im Bezug darauf, wie die Problematik der nationalen Variation behandelt werden soll. Dies führt dazu, dass die Sprecher der A-Varietät nur über bedingtes Wissen über die Spezifika ihrer Varietät gegenüber der D-Varietät verfügen. Im Gegensatz zu den Sprechern der D-Varietät haben sie in der Regel allerdings keine Probleme mit dem Verstehen der D-Varietät und verfügen außerdem in größerem Maße über die Kenntnis der für die D-Varietät typischen Varianten.

Eine allzu markante Unsicherheit der A-Nationen mit ihrer Varietät kann bis zu der von Muhr (2003:207) so genannten „*linguistischen Schizophrenie*“ führen. Muhr (2003:207) sagt:

„Sie besteht darin, die Normen der D-Nationen für "besser" zu halten, sie aber nicht (oder nur in bestimmten Kontexten) zu praktizieren und umgekehrt, die eigenen Normen zu praktizieren, aber nicht zu schätzen. Weitere Hauptmerkmale dieser Haltung sind, dass im Zweifelsfall allem, was sprachlich mit der D-Nation verbunden ist, der Vorzug gegeben und die eigenen sprachlichen Bedürfnisse und Befindlichkeiten weitgehend verleugnet werden, indem diese als "Dialekt" oder einfach als statusniedriger eingestuft werden.“

Bevor nun auf die konkreten Vorgehensweisen beim Konstituieren des Deutschen als plurizentrische Sprache eingegangen wird, seien noch kurz die Termini *Varietät* und *Variante* sowie *Variable* erklärt, wie sie in dieser Arbeit verwendet werden.

2.1 Terminologisches – Varietät, Variante, Variable

Besonders die Termini *Varietät* und *Variante* werden in der Literatur manchmal synonymisch gebraucht, in anderen Fällen streng unterschieden. Die Benutzung der Begriffe in dieser Arbeit beruht auf ihrer klaren Auseinanderhaltung, was weitgehend der Auffassung Ulrich Ammons (Ammon 2005:28-40; Ammon 2006:97-110) entspricht.

Beide Termini (*Varietät*, *Variante*) haben gemeinsam, dass sie auf die sprachliche Variation hinweisen. Manche Wissenschaftler problematisieren die Abgrenzung von Varietäten insofern, so dass sie diesen Terminus entweder fast ablehnen oder nur unter bestimmten Bedingungen anzunehmen wagen. Ammon (2006:99) allerdings bemerkt zu diesen radikalen Tendenzen:

„Gelegentlich wird gegen den Begriff „Varietät“ eingewandt, Varietäten ließen sich nicht genau voneinander abgrenzen. Wenn daraus auch noch geschlossen wird, es gebe Varietäten daher in Wirklichkeit gar nicht, so können wir viele Dinge als Hirngespinnste abtun: Wälder, Wolken und erst recht Ideen, Themen usw., die offenkundig allenfalls willkürlich exakt abgrenzbar sind. Bei näherer Betrachtung ergeben sich sogar bei den meisten, wenn nicht allen realen Entsprechungen empirischer Begriffe Schwierigkeiten bei der exakten Abgrenzung.“

An diese Behauptung hält sich diese Arbeit auch. Sprache ist zwar ein variatives, sich ständig wandelndes Kontinuum und auch eine Varietät kann daher keineswegs als homogen bezeichnet werden, da schon jede individuelle Einstellung, verschiedene Kommunikationssituationen usw. immer wieder eine neue Variation generieren können.

Jedoch gibt es innerhalb einer jeweiligen Varietät Gemeinsamkeiten, gewisse Merkmale, die eine Abgrenzung ermöglichen. Das ist auch bei den nationalen Standardvarietäten des Deutschen der Fall.

Der Terminus *Varietät* wird von Ammon (2006:99) als eine Menge von gemeinsamen *spezifischen Merkmalen* bezeichnet, die für eine bestimmte Gruppe¹ kennzeichnend ist, und durch welche sich die Sprache einer solchen Gruppe von den anderen unterscheidet. Diese spezifischen Merkmale nennt Ammon *Varianten*. Manche der Varianten sind nur für eine Varietät typisch, wie zum Beispiel der Ausdruck *Landeshauptmann* nur für das österreichische Deutsch gilt; andere fungieren in dem ganzen deutschen Sprachraum, bei manchen können die Bedeutungen variieren, wie z.B. bei *Polster*. Dieser Ausdruck bezeichnet zwar in Österreich wie in Deutschland die Polsterung der Möbel, in Österreich hat er allerdings noch eine zusätzliche Bedeutung „weiche [mit Federn] gefüllte [Kopf]unterlage“ (*Österreichisches Wörterbuch 2009:500*), die dem Ausdruck *Kissen* in Deutschland entspricht.

Die für jeweilige Varietäten typische Sprachformen nennt Ammon *sprachliche Varianten*, die für alle Varietäten gleiche Sprachformen *sprachliche Konstanten*. Und zwei unterschiedliche sprachliche Varianten, die den jeweiligen Varietäten angehören, bilden eine *sprachliche Variable*, unter Voraussetzung, dass sie die gleiche Bedeutung tragen. Ein Beispiel hierfür können der österreichische Ausdruck *Maturant* und der bundesdeutsche *Abiturient* sein, die beide der Variable mit Bedeutung *Reifeprüfung, Abschlussprüfung* auf einer mittleren Schule oder am Gymnasium entsprechen (vgl. Ammon 2006:100).

In diesem Sinne wird hier die so dargestellte Terminologie auch verwendet, wobei aber bei manchen Zitaten aus früheren Studien zu *Deutsch als plurizentrische Sprache* der Begriff *Variante* statt *Varietät* beibehalten wird.

¹ Bei Ammon 2005 und 2006 genauso wie in dieser Arbeit stellt diese „Gruppe“ eine Nation dar, die Gruppe kann sonst aber auch vom Alter, Status usw. abhängen (Anm. der Aut.).

3. Deutsch als plurizentrische Sprache – nationale Standardvarietäten in Österreich und Deutschland

3.1 Unterschiedliche Entwicklung der deutschen Sprache in Deutschland und in Österreich

Das Hauptgebiet in Europa, wo Deutsch heutzutage auch gesprochen wird und den Status einer offiziellen Sprache hat, war und ist immer ein kompaktes Areal², daher sind auch die historisch dialektalen Grenzen bis zum heutigen Tage sehr fließend geblieben (vgl. dazu Clyne 1992b:117). Im Laufe der Geschichte sind jedoch auf dem deutschsprachigen Gebiet mehrere Staatsgebilde entstanden, die durch die getrennte Entwicklung innerhalb ihrer Grenzen auch einen unterschiedlichen Usus der offiziellen Sprachbenutzung entwickelten.

Die Habsburgische Monarchie orientierte sich innerhalb des Schulwesens anfangs zwar wie die meisten deutschen Länder an den Normen Gottscheds und Adelungs, nach Ammon (1995:120) hat sich jedoch ungefähr in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Unterschiedlichkeit beider Varietäten angefangen weitgehender herauszubilden. Einer der wichtigsten Auslösermomente sei nach ihm (ebenda) die Auflösung des *Deutschen Bundes* im Jahre 1866 (vgl. dazu auch Stubkjær 1997:192). Allerdings erst die Katastrophe des Nationalsozialismus schuf den Bedarf, sich von dem Nazideutschland und somit auch von der eigenen Nazigeschichte abzugrenzen, wobei aber die gemeinsame Sprache zu einem Problem oder gar Hindernis wurde. Denn Sprache gilt spätestens seit dem 19. Jahrhundert als eines der wichtigsten Identität stiftenden Merkmale und so musste auch das erneuerte Nachkriegs-Österreich, das sich von der Vergangenheit distanzieren und neutral sein wollte, eine neue, von Deutschland unabhängige Identität schaffen. Somit nimmt die Sprache in dem neu entstandenen „Österreichbewusstsein“ nun eine sehr wichtige Identifikationsrolle ein (Stubkjær 1997:192). Dass dies jedoch nicht von einer Nacht auf die andere passiert ist, erwähnt

² Hier ist das Areal ungefähr im Rahmen dieser heutigen Staaten und Gebiete gemeint: Deutschland, Österreich, Schweiz, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Von Sprachinseln wird in dieser Arbeit abgesehen, da sie von diesem kompakten deutschsprachigen Gebiet getrennt waren und bis zum heutigen Tage viele untergegangen sind. Außerdem gehören sie nicht zu den typischen Sprachzentren, da hier Deutsch nicht den Status einer offiziellen Sprache hat.

Muhr (1996:226) der sagt, dass sich erst nach und nach „*ein positives staatsnationales Staatsbewusstsein herausbildete*“. Dabei bestand zwar ein starkes Identifikationsgefühl mit dem Land, in der Sprache musste man sich aber nach den bundesdeutschen Normen orientieren. Zu Folgen hatte dies die Umbenennung des Schulfaches *Deutsch* auf *Unterrichtssprache* sowie das Anfertigen eines eigenen Wörterbuchs. Es war das 1951 zum ersten Mal herausgegebene „*Österreichische Wörterbuch*“, ursprünglich ein Schulwörterbuch, das „*die eigensprachlichen Merkmale kodifizieren und fördern sollte*“ (Muhr 1996:224). Beides, die Umbenennung des Schulfaches sowie die Herausgabe des ersten österreichischen Lexikons, waren erste Sprachmanagementmaßnahmen zum Beseitigen des Identitätsproblems und der sprachlich nationaler Zweispaltung der Österreicher. Dabei spielte die Sprache eher eine symbolische Rolle der sozialen Identifizierung. Bei diesem organisierten Sprachmanagementprozess wurde die jüngste gemeinsame Kriegsgeschichte und jedmögliche Assoziierung mit ihr stark negativ bewertet; gewollt war dagegen eine höchstmögliche Distanzierung von dieser und somit auch von dem großen Nachbarn. Österreich sollte also nicht mehr mit Deutschland assoziiert werden, was allerdings schon selbst der Name der in Österreich üblichen Sprache – *Deutsch* – natürlich impliziert. Die Umbenennung des Schulfaches auf *Unterrichtssprache* ist also eine Maßnahme im Sprachmanagementprozess, die darauf abzielt, auch symbolisch jede Konnotation mit Deutschland zu vermeiden. Die Einführung der Maßnahme in der Schule hatte zum Ziel, schon kleine Kinder in diesem Geiste zu erziehen, was in diesem Licht als eine eher politische Maßnahme erscheint. Andererseits heißt der Schulgegenstand auch nicht *Österreichisch* oder *österreichisches Deutsch*, mit welchem Begriff ganz explizit die Unterschiedlichkeit des Deutsch in Österreich zu dem in Deutschland ausgedrückt wäre, sowie eine Art Identifizierung von Land und Sprache angestrebt werden könnte. Es heißt bloß nicht Deutsch, auch wenn die *Unterrichtssprache* Deutsch ist. Solche Bezeichnung bedeutet somit natürlich einen starken Abstand zu der Sprache der Deutschen, welche in der Schule unterrichtet wurde. Seitens der Regierung bzw. des Ministers für Unterricht, Kunst und Kultur Felix Hurdes, in wessen Regierungszeit der Name *Unterrichtssprache* damals eingeführt wurde, war es sicher ein gewollter Effekt, der aber nach seiner eventuellen Implementierung Ursache eine der von Muhr (2003:206f.) aufgelisteten

Schwierigkeiten der A-Nationen sein mochte, nämlich die Unsicherheit der Österreicher mit der korrekten Verwendung der Standardsprache sowie mit der Einordnung der eigenen gesprochenen Varietät in die Kategorien des Standards oder des Dialekts (vgl. oben). Mit Muhr (1996:226) können wir dieses Phänomen als „*die Tabuisierung des Zusammenhangs von Sprache und Nation*“ benennen. Der Autor bezeichnet dies als einen der Gründe für die problematischen sprachlichen sowie kulturellen Beziehungen zu Deutschland und die Ursache, die zu „*unverstandener Mehrfachidentität, zu stillem Sprachwandel*“ aber auch „*zur Purifizierung der österreichischen Literatursprache von österreichischen Sprachmerkmalen*“ in Österreich führt (vgl. Muhr 1996:226).

Das „Österreichische Wörterbuch“ war im Gegensatz dazu doch eher eine sprachliche als eine politische Maßnahme, wenn auch sie natürlich in das soziokulturelle sowie politische Umfeld stark eingebettet ist. Auch diese Tat ging von der negativen Bewertung des Zusammenhangs mit Deutschland bzw. primär dem Dritten Reich aus. Als Maßnahme wurde also ein Regelwerk geschaffen, das zum ersten Mal die Spezifika des österreichischen Deutsch (*Austriazismen*) definierte. Seit der ersten Ausgabe folgten allerdings Dutzende weitere Überarbeitungen, manchmal mit weitgehenden Änderungen. Das alles impliziert, dass der Prozess der Kodifizierung des österreichischen Deutsch, d.h. die vorletzte Stufe (Maßnahmen) des Sprachmanagementprozesses, nach den vielen Jahren immer noch nicht ganz abgeschlossen zu sein scheint. Daher stellt sich auch die Frage, inwieweit von einer Implementierung die Rede sein kann. Im Kapitel *Kodifizierung* wird deswegen auf diese Problematik noch ausführlicher eingegangen.

Es waren (und sind) nicht nur Österreicher, die sich mit den Unterschieden zwischen der österreichischen und der bundesdeutschen Varietät befassten. Es fanden sich bald nach dem Zweiten Weltkrieg relativ viele Linguisten, auch außerhalb Österreichs, die diesem Thema zahlreiche Studien widmeten. Somit wurde der Gang bis zur Anerkennung des Deutschen als plurizentrische Sprache angetreten (vgl. Muhr 1996:221).

3.2 Die Etablierung des Deutschen als plurizentrische Sprache

Die Arbeiten zum österreichischen Deutsch richteten sich laut Muhr (1996:221f.) bis in die 80er Jahre hinein noch nach dem monozentrischen Prinzip. Es wurde zwar

eine gewisse Unterschiedlichkeit zwischen den Varietäten des Deutschen erkannt, diese aber noch nach dem alten Konzept gedeutet. Der wirtschaftliche Aufstieg der BRD nach dem Zweiten Weltkrieg sowie ihre Größe und ihr sich verbreitender Einfluss auch beispielsweise im Fremdsprachenunterricht führten dazu, dass gerade die dort gesprochene Varietät an Prestige bzw. Bekanntheit gewann und somit ist eine gewisse Asymmetrie zwischen den Standardvarietäten des Deutschen entstanden. So teilte Hugo Moser (1964) (vgl. dazu Muhr 1996:221) die deutsche Sprache in dem monozentrischen Sinne in die Hauptvariante, die für die BRD galt und die Neben- /Außenvarianten³ auf, d.h. in österreichisches, schweizerisches und damals noch DDR-Deutsch. Die Nebenvarianten wurden nach dieser Theorie als Abweichungen von der BRD-Variante wahrgenommen, indem sie immer als Austriazismen, Helvetismen, DDR-Deutsch bezeichnet wurden, das BRD-Deutsch jedoch blieb unmarkiert. Dieses Problem hat teilweise bis zum heutigen Tag implizit überdauert, denn nach dem anerkannten plurizentrischen Konzept gelten zwar alle Varietäten der plurizentrischen Sprache Deutsch als gleichwertig, in vielen Arbeiten sowie im Duden wird jedoch häufig nur die Spezifität der nicht bundesdeutschen Varietäten markiert. Der Duden war dabei ursprünglich als Nachschlagewerk für das ganze deutschsprachige Gebiet gedacht. (vgl. dazu Muhr 1996:221).

Erst die 80-er Jahre brachten die Etablierung und Anerkennung des Plurizentrismus auch für Deutsch mit sich. Die Angst vor der Sprachspaltung in Deutschland in BRD- und DDR-Sprachen führte dazu, dass sich die westdeutsche Germanistik (aus der Position der D-Nation) mehr als zuvor mit dem DDR-Deutsch beschäftigte, sowie versuchte, sich mit der *Vier-Variantenthese* (also BRD-, DDR-, österreichisches und schweizerisches Deutsch; vgl. Muhr 1996:222) auseinanderzusetzen. Es löste eine Reihe von Diskussionen, Artikeln und Symposien aus. Am Einflussreichsten wurde dann Michael Clynes Buch (1984): "Language and Society in the German-speaking Countries", in dem er Deutsch zu einer plurizentrischen Sprache mit vier gleichwertigen Varietäten erklärte. 1986 fand dann die *Internationale Deutschlehrertagung in Bern* statt, in deren Rahmen ein Rundtischgespräch stattfand. Für die westdeutsche Seite nahm Peter von Polenz daran teil, der diese These in seinen Arbeiten (1987, 1988; vgl.

³ Dies ist ein Fall, wo der Begriff Variante anstelle von Varietät verwendet wird. (Anm. der Aut.)

dazu Muhr 1996:222) ebenfalls vertrat. Und auch das ganze Symposium ging für die plurizentrische Auffassung des Deutschen günstig aus (vgl. Muhr 1996:222; Clyne 1992b:135f.). Die 90-er Jahre brachten dann eine ganze Reihe von Arbeiten über *Deutsch als plurizentrische Sprache*, von den bekanntesten vgl. z.B. den von Clyne (1992) herausgegebenen Sammelband: „Pluricentric languages. Different Norms in Different Nations“ oder Ammons Buch (1995): „Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz“. Viele Studien und heftige Diskussionen löste auch der EU-Beitritt Österreichs im Jahre 1995 aus und vor allem das damals verfasste „Protokoll Nr. 10 über die Verwendung spezifisch österreichischer Ausdrücke der deutschen Sprache im Rahmen der Europäischen Union“, dem allerdings ein selbstständiges Kapitel in dieser Arbeit gewidmet wird.

Somit scheint Deutsch spätestens seit den 90-er Jahren als plurizentrische Sprache etabliert und zumindest unter Sprachwissenschaftlern als solche weitgehend anerkannt zu sein. Auch in diesem Fall hat der Sprachmanagementprozess den Weg von der negativen Bewertung der monozentrischen Theorie, die nur Unsicherheit mit der eigenen sprachlichen Identität auf der Mikroebene verursachte, bis hin zu gewissen Maßnahmen geschafft. Als Teilmaßnahmen könnten die Kodizes einzelner nationalen Varietäten genannt werden (z.B. ÖWB), als der wichtigste Kodex zur Plurizentrik dient aber das „Variantenwörterbuch“, das in einem selbstständigen Kapiteln auch noch ausführlicher behandelt wird. Wie das mit der Implementierung des plurizentrischen Konzeptes auf der Mikroebene ist, soll dann die empirische Untersuchung zeigen.

3.3 Definierung der Zentren der deutschen Sprache und des Begriffs *nationale Varietät*

Nach Ammon (1995:95-97) gibt es für Deutsch drei *Vollzentren* und vier *Halbzentren*, wobei in den Vollzentren die deutsche Sprache den offiziellen Status einer Staatssprache hat und es liegen Kodizes vor, die innerhalb des Sprachzentrums verfasst wurden. Als Vollzentren nennt er Deutschland, Österreich und die deutschsprachige Schweiz. Weil in diesen Ländern Deutsch die einzige bzw. eine von mehreren Staatssprachen ist und in jedem Staat eine etwas andere Kodifizierung gilt, kann man von *nationalen Standardvarietäten* des Deutschen sprechen. Für die in Deutschland gängige Varietät wird hier der Begriff *bundesdeutsche Varietät* bzw. *bundesdeutsches*

Deutsch/bundesdeutscher Standard, für Österreich dann die *österreichische Varietät/österreichisches Deutsch/österreichischer Standard* benutzt.

Unter einer *nationalen* Varietät des Deutschen wird daher in dieser Arbeit, im Anschluss an das oben gesagte, eine überregionale, allgemein geltende, kodifizierte Standardvarietät verstanden, die innerhalb eines Staates als verbindlich gilt und spezifische Züge im Vergleich zu den anderen nationalen Varietäten des Deutschen aufweist.

3.4 Problematisierung des plurizentrischen Konzeptes im deutschsprachigen Raum

Das plurizentrische Konzept wurde also an offiziellen Stellen sowie unter Sprachwissenschaftlern schon weitgehend anerkannt, dies bestätigen auch die herausgegebenen und bereits teilweise erwähnten Kodizes, die nun für Verbreitung der jeweiligen Normen auf der Mikroebene sorgen sollen. Doch gibt es natürlich auch Opponenten dieses Konzeptes, die sich allerdings zumeist an andere Auffassungen anlehnen bzw. unter dem Einfluss verschiedener Befürchtungen handeln. *Muhr (1996:225)* fasst dies folgendermaßen zusammen:

„Letztlich geht es um zwei zentrale Probleme: Um die Definition des Begriffs ‚Standardsprache‘/‚nationale Varietät‘ der Standardsprache in Österreich, die zugleich die Frage der Abgrenzung von standardsprachlichen und nichtstandardsprachlichen Varianten ist, sowie um die Sorge vor zu großer sprachlicher Selbständigkeit Österreichs.“

Die Abspaltungsfahr lehnt *Muhr (1996:225)* als unrealistisch ab. Es gebe allzu viele sprachkulturelle sowie sprachökonomische Kontaktstellen wie beispielsweise Tourismus, Export/Import oder Medien bzw. Literatur, als dass österreichisches Deutsch zur selbstständigen österreichischen Sprache werden könnte. Und auch *Ammon (1996:131f)* findet diese Befürchtung irrelevant, da das österreichische Deutsch eine zu geringe linguistische Distanz zu der bundesdeutschen Varietät aufweist, wessen sich sogar die für die österreichische Sache sehr engagierten Sprachwissenschaftler bewusst seien. Daher kann es sich lediglich um eine der nationalen Varietäten des Deutschen handeln, die sich zwar auf allen sprachlichen

Ebenen von den anderen nationalen Varietäten des Deutschen unterscheidet, es seien jedoch zu wenige Unterschiede, um eine selbstständige Sprache zu schaffen.

Die zweite antiplurizentrische Auffassung basiert auf genau konträren Argumenten. Sie betont die starke regionale bzw. dialektale Gliederung des ganzen deutschsprachigen Gebietes und beweist damit, dass kein einheitlicher österreichischer Standard existiere, ja sogar dass in Österreich nur Dialekte gesprochen werden, die gemeinsam mit den Dialekten in den Nachbarländern sind (alemannisch in der Schweiz, Bairisch in Deutschland). Zu den bekanntesten Vertretern dieser Meinung gehören Linguisten wie Hermann Scheuringer, Heinz Dieter Pohl und Norbert Richard Wolf (vgl. dazu Markhardt 2005:15). Es handelt sich dabei um eine völlig andere Konzeption, die nicht wie die des Plurizentrismus auf der *Standardsprache* basiert, sondern die historische mundartliche Ebene für entscheidend hält. Daher lässt sich konstatieren, dass es sich nur um zwei unterschiedliche Blickwinkel auf eine und dieselbe Sache handelt. Ammon (1996:135f) schlägt vor, dass man den Terminus *plurizentrisch* bzw. *plurilingual* als den Oberbegriff für *pluriareal* benutzen könne. „Die Zentren einer Sprache sind damit Teile ihres Gesamtgebiets, bei denen es sich entweder um Nationen (Plurilingualität) oder anderweitig definierte Regionen (Pluriarealität) handeln kann.“ (Ammon 1996:136)

Nach der pluriarealen Auffassung soll es zwischen der bundesdeutschen und österreichischen Varietät nur wenige und somit redundante nationale Unterschiede geben, die, wie sie vor allem betont, gemeinsam für Österreich und Süddeutschland bzw. die Schweiz sind (vgl. dazu Clyne 1992b:136). Dies ist allerdings wahr, nur wird mit solcher Argumentierung der Umstand ignoriert, dass eine und dieselbe sprachliche Variante⁴ in Österreich kodifiziert und somit als standardsprachlich gilt, in Deutschland aber lediglich eine regionale beispielsweise bairische Variante darstellt. Der unterschiedliche Status eines und desselben Ausdrucks in verschiedenen Ländern ist natürlich nicht rein *linguistischer* Natur – da würde man auf der dialektalen Ebene und somit bei der pluriarealen Auffassung bleiben müssen. Für den Plurizentrismus sind soziolinguistische Kriterien entscheidend. Im Falle der nationalen Varietäten ist das vor

⁴ (Vgl. dazu Marille. Im Duden (2007:1114) steht dabei „(österr., sonst landsch.)“; im ÖWB (2009:420) wird sie dagegen ohne irgendwelche Markierung angeführt, mit einem Hinweis zum Lemma Aprikose. Schlägt man bei Aprikose auf, steht im ÖWB (2009:58), dass diese Variante in Deutschland und der Schweiz gängig sei, die Bedeutung ist Marille.)

allem die Identität, wie schon oben erwähnt wurde. Also die Angehörigkeit zu einer Nation sowie das Ausschließen „der anderen“. Clyne (1992a:2) bezeichnet die rein linguistischen Unterschiede als „substance“ und sagt, dass diese im Fall der nationalen Varietäten eine kleinere Rolle spielt als „flavor“ – also die soziolinguistischen Kriterien. Und auch Ammon (1996:133) betont, dass die nationalen Varietäten keineswegs auf der Ebene des Dialekts zu suchen sind. Dialekte decken sich natürlich nicht mit den Staatsgrenzen und außerdem gibt es allein in Österreich bairische sowie alemannische Mundarten. Somit muss man die Austriazismen sowie Teutonismen (Spezifika des bundesdeutschen Deutsch) auf der standardsprachlichen Ebene suchen, bei den Varianten, die kodifiziert vorliegen. Sogar *Scheuringer (1997:337)*, der sonst kein Befürworter der plurizentrischen Konzeption ist und eher zu der pluriarealen neigt, sagt: „(...) [D]ie spezifisch österreichische Gestalt dieser Variablen wird in Richtung Standardsprache zunehmend bedeutsamer.“

Diese Arbeit setzt sich eindeutig für das plurizentrische Konzept und die Existenz der nationalen Varietäten des Deutschen ein. Es wird vor allem die Tatsache für wichtig gehalten, dass anhand der plurizentrischen Theorie nun alle nationalen Varietäten als gleichwertig gelten und somit die Normen der A-Varietäten des Deutschen nicht mehr als Verstöße gegen die Norm bezeichnet werden können. Wie dem allerdings in der tagtäglichen Praxis ist, wird in dem praktischen Teil dieser Arbeit untersucht. Falls dieses Konzept implementiert wurde und in der normalen Kommunikation funktioniert, müsste dies zu einem größeren sprachlichen Selbstbewusstsein der Österreicher führen, sowie ein erhöhtes Wissen der Deutschen über die nationale Variation zeigen.

Um die Probleme bei der Kodifizierung besonders des österreichischen Deutsch zu zeigen, muss im Folgenden noch kurz auf die spezifische Sprachpraxis in Österreich eingegangen werden. Dabei scheint es wichtig zu sein, zunächst die Termini *Standardsprache*, *Umgangssprache*, *Dialekt* zu definieren, wie sie in dieser Arbeit verstanden werden.

3.5 Spezifizierung der Termini *Standardsprache*, *Umgangssprache*, *Dialekt*

Die Definitionen wurden größtenteils dem „Österreichischen Wörterbuch“ (2009:803f.) entnommen, da sie weitgehend im Einklang mit der Meinung der Verfasserin sind.

Die Standardsprache, häufig auch als Hochsprache oder Schriftsprache bezeichnet, ist also nach dem „Österreichischen Wörterbuch“ (2009:803):

„(...) die in der Öffentlichkeit allgemein gültige, offiziell anerkannte und weitgehend normierte Sprachform. (...) Abweichungen von den Normen werden im Allgemeinen in irgendeiner Form geahndet, entweder durch Wertung als Fehler oder durch Nachteile in Beruf oder gesellschaftlichem Status. Die Standardsprache wird vor allem im schriftlichen Bereich verwendet und als die mündliche Sprachform in den Medien sowie in formellen Situationen wie öffentlicher Rede, Vortrag, Predigt, künstlerischer Darbietung, wissenschaftlicher oder politischer Diskussion.“

Man könnte sich natürlich fragen, inwiefern ein gesprochener Standard existiert. In dieser Arbeit wird davon ausgegangen, dass es ihn gibt und dieser in offiziellen, formellen Situationen verwendet wird (siehe die obige Definition) sowie dass dieser auch überwiegend im ganzstaatlichen Rundfunk oder Fernsehen (beispielsweise ORF für Österreich oder ZDF für Deutschland) angestrebt wird.

Die Umgangssprache bezeichnet dagegen:

„(...) eine Sprachform, die zwar auf dem System der Standardsprache beruht, dieses aber nur ungenau einhält und auch viele Dialektelemente aufnimmt. Sie verfügt über kein festes Normensystem. Daher nähert sie sich einmal stärker dem Dialekt und ist in anderen Kommunikationssituationen wieder mehr vom Standard geprägt.“ (Österreichisches Wörterbuch 2009:803)

Die Benutzung der Umgangssprache ist sehr individuell, unterscheidet sich auch nach Regionen bzw. Sozialschichten. Trotz mancher Entlehnungen aus den Dialekten ist ihre Verbreitung wesentlich großräumiger als die eines Dialekts. Der wichtigste Anwendungsbereich ist mündlich, schlägt sich aber auch im Schriftlichen nieder, vor allem in den Medien. Aus diesem geht hervor, dass der Terminus *Umgangssprache* sehr vage ist und viel mehr als eine konkrete Sprechweise die breite, graue Zone zwischen dem Standard und dem Dialekt bezeichnet. Es werden neue Ansätze zur Beschreibung dieser „grauen Zone“ gesucht, zu einem davon gehört beispielsweise die Unterteilung des virtuellen Begriffes *Umgangssprache* in *regionale Substandards*, die desto aktueller werden, je weiter der Dialektabbau fortgeschritten ist (vgl. Möller 2006:101f.). Spiekermann (2006:81f.) spricht in ähnlichem Sinne sogar von *regionalen*

Standardvarietäten (z.B. von Südwestdeutschland – Baden-Württemberg), die neben den nationalen Standardvarietäten „als Oberbegriffe für eine Reihe unterschiedlicher Varietäten fungieren“ (Spiekermann 2006:81). Diese Ansätze scheinen höchst interessant zu sein und eignen sich ganz gut zur Beschreibung der sprachlichen Realität in Deutschland sowie in Österreich und werden somit im entsprechenden Kapitel dieser Arbeit nochmals aufgegriffen. Bei der Analyse wird allerdings der Einfachheit halber weiterhin auch der Begriff Umgangssprache benutzt, und zwar im Sinne einer auf dem Standard basierenden und doch von den regionalen Spezifika beeinflussten Sprechweise.

Der *Dialekt* oder auch die *Mundart* „ist eine Sprachform, die auf der ursprünglichen sprachlichen Entwicklung einer Region beruht, meist kleinräumig verbreitet ist und vor allem mündlich verwendet wird.“ (Österreichisches Wörterbuch 2009:803). Der Dialekt sowie auch die Standardsprache, hat eine eigene Norm; diese ist beim Dialekt allerdings nicht offiziell kodifiziert und kann sich von der Norm der Standardsprache stark unterscheiden. (vgl. z.B. dialektale Formen *der Butter, hat gemalen*). Früher seien Dialekte vor allem „von der ländlichen bäuerlichen und handwerklichen Bevölkerung“ (Österreichisches Wörterbuch 2009:803) getragen worden, also von der gesellschaftlichen Schicht, die oft ihr ganzes Leben an einem Ort verbrachte. Durch die zunehmende Mobilität der Bevölkerung, aber auch durch den großen Einfluss der Medien, wird diese Situation allmählich aufgelöst und es kommt zum Ausgleich der kleinräumigen Dialekte, häufig verbunden mit dem Ausgleich auf der vertikalen Ebene, d.h. in die Richtung Umgangssprache oder sogar Standardsprache.

3.6 Die Sprachpraxis und Probleme mit der Kodifizierung der deutschen Standardsprache – Polyglossie, Diglossie, Monoglossie

Wie die Unterscheidung und Übergänge zwischen den oben beschriebenen vertikalen Stufen des Deutschen in der Praxis aussehen, ist allerdings nicht mehr so eindeutig zu entscheiden. Allgemein gilt, dass es vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl in Deutschland als auch in Österreich zu zahlreichen gesellschaftlichen Veränderung (z.B. Migration der Bevölkerung, Zugang zur Bildung, Einfluss der Medien; vgl. dazu Wiesinger 1997:19-20) und somit zu einem starken *Dialektabbau* kam. In diesem Fall muss man allerdings *regional* unterscheiden. Im Norden des

deutschsprachigen Gebietes – in Norddeutschland und teilweise auch in Mitteldeutschland – wurde der horizontal-vertikaler Ausgleich in einigen Regionen schon weitgehend durchgeführt. Die dortigen plattdeutschen Dialekte verfügen nur noch über eine geringe Anzahl an Sprechern und so ist die dem Standard sehr angenäherte Umgangssprache zur Varietät der tagtäglichen und vor allem informellen Kommunikation geworden (vgl. Wiesinger 1997:29). In diesen Gebieten ist sie an die Stelle der ursprünglichen Dialekte getreten und wird daher logischerweise als Substandard empfunden. Dort also, wo der Dialekt nicht mehr gängig ist,

„verbleibt als Alltagssprache eine mehr oder minder dialektal gefärbte hochdeutsche, als Substandard eingestufte Umgangssprache, so daß es durch Ausfall des Dialekts nur mehr zu einer zweifachen Gliederung der gesprochenen Sprache in Substandard und Standard kommt.“(Wiesinger 1997:30)

In solchen Gebieten besteht daher zwischen den diskreten Einheiten Dialekt – Standardsprache kein Kontinuum. Somit kann man über die dortigen wenigen Dialektsprecher sagen, dass sie zwar über eine Art *Diglossie* verfügen, wobei aber der Dialekt nur in ein paar typischen Situationen benutzt wird, in allen anderen bedient man sich der Standard-/Umgangssprache (vgl. Wiesinger 1997:31).

Dagegen wird in südlichen Gebieten Deutschlands sowie in Österreich, wo der Dialektschwund nicht so stark fortgeschritten ist, in nicht ganz formellen Situationen in der Regel entweder ein mehr oder weniger großräumiger Dialekt bzw. die dem Dialekt ähnliche Umgangssprache verwendet. Die Umgangssprache bildet im Süden des deutschsprachigen Raumes ein Kontinuum, innerhalb dessen sie je nach Situation, dem Gesprächspartner usw. einmal mehr, einmal weniger dialektale bzw. standardsprachliche Züge aufnimmt. Das Verhältnis zwischen den Sprachschichten in Österreich und Süddeutschland sei also viel komplexer, es handle sich um ein ausgeprägtes Kontinuum innerhalb des Bereichs zwischen beiden Polen (Dialekt-Standardsprache). Nach ÖWB (2009:804) soll ein fast übergangloser Wechsel von einer Sprachschicht zur anderen für österreichische Sprecher typisch sein. Wiesinger (1997:30) nennt diese Fähigkeit, je nach Situation eine etwas andere Varietät innerhalb des umgangssprachlichen Kontinuums zu wählen, *Polyglossie* bzw. *innere Mehrsprachigkeit*. Bemerkenswert sei noch, dass die dialektgeprägte Umgangssprache

einen relativ hohen Stellenwert in Österreich und auch Süddeutschland hat, da sie in gewissem Maße auch von höheren Schichten gesprochen wird und die Benutzung des Dialektes allgemein eine zunehmende Tendenz aufweist (vgl. Wiesinger 1997:32-33)

3.7 Regionale Standards innerhalb einer nationalen Varietät des Deutschen

3.7.1 Deutschland

Es wurde gezeigt, dass auch die regionale Unterteilung innerhalb des gesamten deutschsprachigen Raumes sowie innerhalb einer nationalen Varietät eine große Rolle spielt. Für Deutschland scheint somit das Konzept der regionalen Standardvarietäten (vgl. dazu Spiekermann 2006:81f), wie sie oben erwähnt wurde, zutreffend zu sein. Aufgrund der Süd-Nord-Unterschiede könnte man daher im Falle Deutschlands vom süddeutschen und norddeutschen Standard (bzw. noch von südwestdeutschen/südostdeutschen usw. Standards) sprechen. Im Duden wird der süddeutsche Wortschatz allerdings im Vergleich zu den norddeutschen Ausdrücken als markiert angeführt (vgl. das oben erwähnte Lemma *Marille*, das mit „*landsch.*“ versehen ist), dafür aber die Aprikose (vgl. Duden 2007:167) ohne Markierung bleibt. Dies zeigt wohl auf die Dominanz des norddeutschen regionalen Standards, was aus historischen Gründen auch logisch erscheint, bzw. auf die noch nicht volle Etablierung des Begriffs *regionale Standardvarietäten* hinweist.

3.7.2 Österreich

Aber auch Österreich ist keineswegs einheitlich, was manche Kritiker (vor allem die Vertreter der pluriarealen Theorie) für das größte Hindernis bei der Anerkennung des österreichischen Deutsch als nationale Varietät halten. Bei solcher Argumentation werden allerdings wieder die linguistischen Kriterien mit den soziolinguistischen verwechselt und es wird dabei vergessen bzw. ignoriert, wie wichtig die Existenz einer eigenen anerkannten Standardvarietät für das Sprachbewusstsein einer kleinen Nation ist (vgl. dazu Clyne 1992a:2).

Rein linguistisch gesehen, gibt es innerhalb Österreichs natürlich auch dialektale Unterschiede. Der Osten ist von bairischen Dialekten (überwiegend mittelbairisch, weniger südbairisch) geprägt und einen starken Einfluss übt dazu auch die Hauptstadt Wien aus, deren Sprachmerkmale sich bis nach Salzburg in den Westen, in die

Steiermark nach Süden sowie in das Burgenland im Osten, geschweige von Niederösterreich rund um Wien, verbreitet haben (vgl. Wiesinger 1997:25). Der Westen dagegen, vor allem Vorarlberg, wo alemannische Dialekte vorherrschen, aber auch Tirol mit südbairischer Prägung, bilden eine andere sprachliche Region (vgl. Muhr 1996:227). Solche Zweiteilung Österreichs in zwei größere Sprachregionen hat allerdings zur Folge, dass die oben erwähnte *Polyglossie*, also situativ bedingtes Wählen der passenden Ausdrucksweisen aus dem Bereich zwischen Dialekt und Standardsprache, in ganz-österreichischem Kontext eher für Ostösterreich zutreffend ist, da die kodifizierte Standardsprache doch eher ostösterreichisch (durch den dort vorherrschenden mittelbairischen Dialekt sowie den Einfluss der Stadt Wien) geprägt ist (vgl. dazu Muhr 1996:227). Daher gibt es im Westen eine größere Abgrenzung zwischen dem Dialekt und dem österreichischen kodifizierten Standard (vgl. ÖWB 2009:804).

Wiesinger (1997:25f.) nennt diese zwei großräumigen Regionalsprachen im Osten und Westen Österreichs „*Verkehrsdialekte*“; bei Muhr (1996:227f.), dessen Konzeption viel mehr auf kommunikativen als strukturell-linguistischen Gegebenheiten basiert, heißen sie dann „*Innen-Standards*“ oder „*Innenvarianten*“. Jedenfalls zeigt dies, dass eine nationale Varietät keineswegs ein einheitliches System ist und natürlich auch Vertreter des plurizentrischen Konzeptes sie als ein variatives Kontinuum sehen.

Muhr (1996:227) schlägt ein der oben beschriebenen regionalen Standards in Deutschland ähnliches Konzept vor; nämlich die Aufteilung in *Innenvarianten*, was aber nichts anderes, als regionale Standards sind. Die kodifizierte nationale Varietät, die vor allem in „*überregionaler öffentlicher und medialer (...) Kommunikation*“ (Muhr 1996:227) vorkommt, nennt er dann die „*Außenvariante*“. Die Wahl zwischen der Innen- oder Außenvariante sei durch die kommunikative Situation bestimmt, zumeist durch die sprachliche Nähe oder Distanz; die Offizialität der Situation oder der sprachliche Register spiele dabei nur eine zweitrangige Rolle (vgl. Muhr 1996:227). Muhrs Ansatz ist daher ein sprachgebrauchs- und kommunikationsorientierter und es wird klar, dass besonders der Innen-Standard auch dialektale Merkmale beinhaltet. Für seine Auffassung von Standard ist nämlich die Tatsache, überregional verstanden zu werden, entscheidend (vgl. dazu Stubkjær 1997:201). Die dialektalen Züge der Innen-Standards sowie der komplexe Varietätenwechsel je nach sprachlicher Situation haben

laut Muhr (1996:227) allerdings oftmals zur Folge, dass viele Ausländer nach dem ersten Besuch Österreichs zu der Überzeugung kommen, es würde dort nur Dialekt gesprochen.

Dass die sprachliche Regionalität Österreichs bzw. die Uneinheitlichkeit in Beurteilung dessen, was eigentlich der österreichische Standard sei, Probleme nicht nur bei Anerkennung des österreichischen Deutsch als nationale Varietät des Deutschen, sondern auch bei der Kodifizierung des österreichischen Deutsch bereitet, wird im Folgenden gezeigt.

4. Kodifizierung der nationalen Varietäten des Deutschen

Aus der Sicht der Sprachmanagementtheorie sind Kodizes sehr wichtige Maßnahmen, an denen sich Sprachbenutzer in Zweifelsfällen orientieren können. Laut der Theorie wird von der sprachlichen Realität ausgegangen, indem beispielsweise die Unsicherheit in Benutzung der Sprache oder Inkompatibilität der sprachlichen Realität mit den vorliegenden Regelwerken usw. erkannt und negativ bewertet wird. Wichtig ist dabei allerdings nicht nur der Sprachgebrauch, sondern auch die Bewertung einzelner sprachlicher Erscheinungen als standardsprachlich bzw. nicht-standardsprachlich. Denn die Aufnahme von solchen Wörtern in die Kodizes, die allgemein einen niedrigeren Status genießen, zu Protesten in der Öffentlichkeit führen kann, wie dem beispielsweise im Falle der 35. Auflage des ÖWB 1979 war (vgl. dazu Ammon 2005:37-40). Die Kodizes sind dann Ergebnisse einer meist komplexen Tätigkeit auf der Makroebene und sollen also als Maßnahmen zur Beseitigung der sprachlichen Probleme, Unsicherheiten usw. auf der Mikroebene dienen. Dazu kommt es, wenn der ganze Prozess abgeschlossen wird und die letzte Stufe – die Implementierung der Normen auftritt. Mittels Kodizes können auch bestimmte Normen der nationalen Varietäten implementiert werden. Die Möglichkeit, in einem eigenen Regelwerk nachzuschlagen, festigt außerdem das sprachliche Bewusstsein der Sprecher einer Sprache/Varietät. Für die Anerkennung der nationalen Varietäten bzw. der Zentren einer plurizentrischen Sprache spielen sie daher eine gar wichtige Rolle. Ammon (1995:95-97) betont, dass als ein Vollzentrum nur eine nationale Varietät mit eigenen (also im Innenland zusammengestellten) Kodizes anerkannt werden kann.

4.1 Ammons soziales Kräftefeld einer Standardvarietät

Ammon (1995:73-82) hat außerdem das soziale Kräftefeld einer Standardvarietät modelliert. Darin sind entscheidende Elemente der Mikro- sowie der Makroebene enthalten, die zusammenwirken und alle gemeinsam zur Etablierung sowie Kodifizierung einer Standardvarietät beitragen.

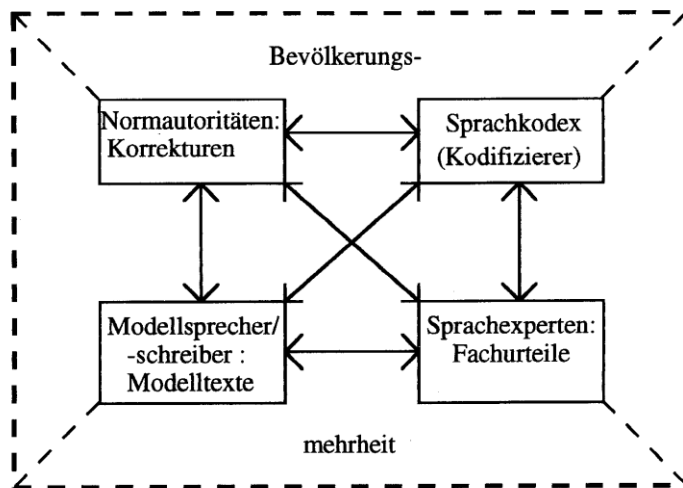


Abb.1 Ammons soziales Kräftefeld (nach Ammon 1995:80)

Alle vier dargestellten Instanzen sind in den Kontext der „Bevölkerungsmehrheit“ eingebettet. Diese wirkt sich zwar nur indirekt auf die Normsetzung aus, ist jedoch mehr oder minder (die ungenaue, unter beispielsweise politischen Umständen stark schwankende Beziehung, was die perforierte Linie darzustellen hat) mit den vier Instanzen verbunden. Im Idealfall handeln die Autoritäten im Interesse der Mehrheit, da sie schließlich privat selber dazu gehören. Innerhalb eines autoritativen/totalitären Regimes würde es aber umgekehrt wohl nur insofern einen Bezug auf die Bevölkerungsmehrheit geben, inwiefern es für diejenigen, die an der Macht sind, günstig ist. Statt einer perforierten Linie wäre dann also eher ein Pfeil in der Richtung *zur* „Bevölkerungsmehrheit“ von Nöten. Innerhalb der Sprachmanagementtheorie würde es sich in solchem Fall um nur ein Fragment eines organisierten Sprachmanagementprozesses handeln, der lediglich von der Makroebene zu der Mikroebene reicht (vgl. Nekvapil/Sherman 2009:7). Es ist daher immer von Bedeutung sich zu fragen, *wer* eigentlich die Normen einer nationalen Standardvarietät setzt bzw. welche Interessen er damit verfolgt. Denn dadurch, dass nationale Varietäten mehr auf den soziolinguistischen als auf den rein linguistischen Kriterien aufgebaut sind, wird es sich immer um Konstrukte der nationalen Varietäten handeln, die im politischen Diskurs entstehen. Wie schon oben (Kapitel 1.1) erwähnt wurde, kam es seit den 70-er Jahren zur Liberalisierung und Dezentralisierung, die auch erst die Anerkennung von nationalen Varietäten ermöglichte. Es lässt sich also sagen, dass nationale Varietäten solange existieren werden, solange es solche normsetzende Autoritäten gibt, die solches

Konzept unterstützen und sie „schaffen“. Diese sind dann immer von der politischen bzw. ideologischen Situation abhängig.

Weiterhin sieht man auf der Abbildung, wie alle Instanzen miteinander verflochten sind und voneinander abhängen. Daher lässt sich nicht exakt bestimmen, wo genau innerhalb dieses Kräftefeldes der Beginn einer Kodifizierung zu suchen wäre, denn erst als ein Ganzes ergibt sich durch das Zusammenwirken aller vier Instanzen eine Standardvarietät. Die Sprachmanagementtheorie würde als den Anfang die Mikroebene, also wohl die Normautoritäten sowie Modellsprecher bestimmen, es müsste aber auch der Substrat der Bevölkerung mit einbezogen werden.

Die *Normautoritäten*, deren typische Vertreter Lehrer sind, implementieren die Standardvarietät, indem sie die Abweichungen der Schüler von der Norm korrigieren. Sie haben die Möglichkeit, sich nach den vorhandenen Kodizes zu orientieren und somit sich in der eigenen Überzeugung zu versichern. Dies wird allerdings nicht immer getan und es muss deswegen auch nicht unbedingt zu falscher Weitergabe von einer Norm kommen. Da die Kodizes wiederum auf der sprachlichen Praxis beruhen, sollte die Korrektur des Lehrers im Idealfall auch unbewusst den von Kodizes gesetzten Normen entsprechen. Jedoch nicht nur die Lehrer gehören zu den Normautoritäten. Innerhalb des Schulwesens (Schulräte, Kultusministerium usw.) sowie staatlichen und anderen Institutionen wird die korrekte Sprachverwendung nämlich stark gelenkt. Somit entsteht eine ganze „*Hierarchie von Sprachnormautoritäten*“, die bis „*in die höchsten Instanzen der Gesellschaft bzw. des Staates hinauffreicht*“ (Ammon 1995:76). So wird die staatliche Gültigkeit einer Varietät gesichert und verbindlich gemacht.

Die *Sprachexperten* haben zwar einen großen Anteil an der Setzung von Normen einer Standardvarietät, sind allerdings nicht mit den Kodifizierern identisch. Sie sind mit dem ganzen Prozess der Kodifizierung eng verbunden – indem sich die Kodifizierer an ihre Meinungen und Empfehlungen halten können, sie sind auch berechtigt, die Kodizes fachlich zu beurteilen, dürfen sogar in Zweifelsfällen über die Richtigkeit einer Form entscheiden; nehmen jedoch an der Gestaltung der Kodizes nicht unmittelbar teil. Sie gehören nach Wahrnehmung der Sprachmanagementtheorie zusammen mit den Kodifizierern zu der Makroebene, auf der die Kodifizierung diskutiert wird. Zu den Sprachexperten zählen vor allem professionelle Linguisten.

Die *Modellsprecher* bzw. *Modellschreiber* produzieren dann mündliche oder schriftliche Texte (Modelltexte), auf die sich in der Regel die Kodifizierer, sowie auch die Sprachnormautoritäten und bei verschiedenen Forschungen sogar Sprachexperten stützen (können). Es handelt sich um zumeist professionelle Sprachbenutzer: Journalisten, Berufssprecher, Schriftsteller usw. Bei dieser Instanz ist auch wichtig, dass ihre Sprecher viel weniger als andere Instanzen – darunter vor allem die Normautoritäten – von übergeordneten staatlichen Instanzen abhängig sind und somit viel eher den tatsächlichen, aktuellen Stand und Gebrauch der Standardvarietät widerzuspiegeln imstande sind.

Und letztlich sind die *Sprachkodizes* auf der Abbildung zu sehen, die aufgrund des Austausches mit allen drei übrigen Instanzen von Kodifizierern zusammengesetzt werden und eine Standardvarietät als solche beschreiben. Sie haben aber nicht nur eine deskriptive, sondern auch in gewissem Maße eine präskriptive – normsetzende Funktion, da sich die Sprachbenutzer und somit auch alle anderen drei Instanzen an ihnen orientieren (können). Ammon (1995:81) sagt dazu abschließend:

„Als Kern einer nationalen (Standard) Varietät dürfen diejenigen Sprachformen angesehen werden, die von allen vier Instanzen dieses Kräftefeldes anerkannt werden, und zwar sowohl als standardsprachlich (...) als auch der eigenen und nicht einer anderen Standardvarietät zugehörig.“

Die Gültigkeit eines Kodexes einer nationalen Standardvarietät ist zwar nur auf den jeweiligen Staat begrenzt, dafür aber verbindlich und besonders für manche staatliche bzw. vom Staat beaufsichtigten Funktionen/Institutionen (z.B. Schule, Lehrer) ist die Orientierung an den jeweiligen eigenen Kodizes obligatorisch (zu dem sozialen Kräftefeld vgl. vor allem Ammon 1995:73-82 oder auch Ammon 1996:136f.).

Ammons Model ist weitgehend im Einklang mit dem Sprachmanagementprozess bei der Kodifizierung, wie er oben beschrieben wurde. Die Sprachexperten sowie die Kodifizierer könnte man zu der Makroebene zählen, die aufgrund der Sprachbenutzung (repräsentiert durch Modellsprecher, die dabei zumindest zum Teil von dem Sprachgebrauch der Bevölkerung ausgehen) sowie den Schwierigkeiten in der Benutzung der Normen (Sprachnormautoritäten) imstande sind, die negativ bewerteten Sprachprobleme bzw. den positiv bewerteten Sprachwandel zu untersuchen und im

Fälle der Kodifizierer auch Kodizes aufzufassen, welche dann der Mikroebene als Maßnahme zur Beseitigung von sprachlichen Problemen zur Verfügung gestellt werden. Die Implementierung wäre dann vor allem in Händen der Sprachnormautoritäten (beispielsweise Lehrer), die die Sprachnormsubjekte (beispielsweise Schüler, vgl. dazu Ammon 1995:75) anhand der neuen Regeln korrigieren; sowie den Modellsprechern/-schreibern, die in Anlehnung an die Kodizes die neuen Normen verwenden und somit in der Bevölkerung verbreiten würden.

4.2 Schwierigkeiten im Falle Österreichs

Im Falle der bundesdeutschen Varietät ergeben sich bezüglich der Normautoritäten kaum Fragen. Es gibt zahlreiche Regelwerke und Kodizes, an denen man sich orientieren kann und deren Gültigkeit nicht bezweifelt wird. Auch wenn man nur an die bekanntesten Dudenbände denkt, steht uns eine ganze Reihe von Wörterbüchern zur Verfügung, die alle sprachlichen Ebenen, von der Grammatik bis zur Aussprache decken. Auch die übrigen Instanzen scheinen bei der bundesdeutschen Standardvarietät ziemlich problemlos zu funktionieren: Es gibt Modellsprecher und –schreiber; die Sprachnormautoritäten sind sich wohl bis auf die hie und da auftauchenden Probleme, beispielsweise mit wohl der neuen Rechtschreibung, darüber im Klaren, was korrekt sei. Und die Sprachexperten sind mit der geltenden Kodifizierung des Standards anscheinend auch nicht im Wesentlichen unzufrieden.

Im Falle Österreichs ergibt sich allerdings ein anderes Bild. Egal von welchem Ende man beginnt, bei jeder Instanz des sozialen Kräftefelds finden sich bedeutsame Lücken und Uneinheitlichkeiten und man muss sich daher genauer fragen, woran sich Kodifizierer sowie andere Instanzen orientieren und wie eigentlich entschieden wird, was der Standard sein soll, beziehungsweise mit welcher Absicht dies geschieht.

Die *Sprachnormautoritäten* sind sich weitgehend selber nicht darüber im Klaren, was die eigene Norm sei und wie die fremde Varietät vor allem in der Schule behandelt werden soll; häufig besteht auch Unsicherheit darin, an welchen Kodizes sie sich in Zweifelsfällen orientieren sollen (z.B. ÖWB versus Duden; diese Frage wird im Weiteren noch ausgeführt). Somit können sie die kodifizierten Spezifika der eigenen Varietät den Normsubjekten nicht auf zuverlässige Art und Weise bewusst machen (vgl. dazu Muhr 2003:207; Muhr 2006:8f.) bzw. können somit zur Implementierung der

Teutonismen beitragen. Beides könnte unter Voraussetzung, dass der Sprachwandel von der Makroebene bemerkt wird, zum (Re)Konstruieren eines neuen Standards führen.

Als *Modellsprecher* können zwar ohne größere Probleme die Nachrichtensprecher oder Radiosprecher des ORFs aufgefasst werden. Neben diesen übt aber auch die bundesdeutsche Varietät einen großen Einfluss mittels Fernsehen und insbesondere der Synchronisierung von fremdsprachlichen Filmen aus (Muhr 1995b:106; Clyne 1992b:137-8). Zu den einflussreichsten Medien in dieser Hinsicht ist in der letzteren Zeit noch das Internet mit beispielsweise Youtube, on-line Filmen, oder sozialen Netzwerken hinzuzuzählen. Es stellt sich dann die Frage, wer eigentlich als Modellsprecher in der Wirklichkeit wirkt und so zum Schaffen des Standards beiträgt. Zudem ist auch die Existenz der österreichischen *Modellschreiber* umstritten. Es gibt zwar zahlreiche österreichische Schriftsteller, viele von ihnen publizieren aber bei deutschen Verlagen, um die Chancen auf Erfolg auf dem gesamten deutschsprachigen Markt zu erhöhen. Von denen werden sie oft dazu gezwungen, ihre Texte von Austriazismen zu reinigen bzw. die Autoren entfernen diese sicherheitshalber selber (vgl. Muhr 1997:93; 98f.). Offen bleibt, welche Texte und mit welcher Absicht dann die Kodifizierer wählen.

Auch die *Sprachexperten* – und unter diesen auch die österreichischen – sind sich in der Frage der Existenz des österreichischen Deutsch als eine der nationalen Varietäten des Deutschen nicht einig; außerdem haben sie oft verschiedene Vorstellungen darüber, was eigentlich der österreichische Standard sein soll, was im Falle des „Österreichischen Wörterbuchs“ und besonders der Kritik an der 35. Auflage aus dem Jahre 1979 noch deutlicher zu sehen sein wird. In diesem Fall hörte die Redaktion an Proteste seitens der fachlichen Bevölkerung und entfernte viele umstrittene Austriazismen. Es ist allerdings immer die Frage, an welche Stimmen in Reihen der Linguisten die Kodifizierer hören. Mittlerweile scheint es, urteilt nach den letzten Ausgaben des ÖWBs, eine eher mittlere Position für den Status der österreichischen nationalen Standardvarietät zu sein.

Und schließlich die *Kodizes*, die eigentlichen Regelwerke, bilden in Österreich auch eine durchaus interessante Instanz dar, da es nur wenige Binnenkodizes gibt, also Regelwerke für den eigenen Standards, die im Inland geschrieben wurden (zur Terminologie vgl. Ammon 1995:77) bzw. wenige Regelwerke überhaupt, die nur das

österreichische Deutsch beschreiben. Es existieren zwar Kodizes zur Rechtschreibung (ÖWB) bzw. unvollständiger zum Wortschatz (ÖWB oder Ebners „Wie sagt man in Österreich“ 1969I/1980II/2009III, wobei es sich aber um eine Kodifizierung im Auftrag des Dudenverlags handelt und somit um einen Außenkodex), 2007 ist dann noch Muhrs „Aussprachewörterbuch“ erschienen; alle anderen sprachlichen Ebenen verfügen jedoch über keine selbstständige Regelwerke. Grammatik sowie die Pragmatik werden zwar im Rahmen des „Österreichischen Wörterbuchs“ behandelt, die Artikel entsprechen allerdings eher Zusammenfassungen der zu diesem Thema existierenden Studien. Eigenständige Kodizes stehen bis jetzt immer noch nicht zur Verfügung. Dieser Umstand hängt bestimmt auch damit zusammen, dass seitens der Sprachexperten bisweilen nur eine unzulängliche Beschreibung der österreichischen Spezifika auf diesen sprachlichen Ebenen vorliegt; sowie mit der Zurückhaltung der Kodifizierer, die allerdings typisch für die A-Nationen sei (vgl. dazu Muhr 2003:206-207; zu dem ganzen Absatz vgl. Muhr 1996:227-230). Die Zurückhaltung bzw. auch Unsicherheit der Kodifizierer wirkt sich so auf die Zurückhaltung bei anderen Instanzen aus und umgekehrt. Das alles zusammen generiert einen eher „zurückhaltenden“ österreichischen Standard. Unter anderen politischen Bedingungen könnte sich die Position der Instanzen allerdings rasch verändern.

Im Weiteren wird nun die Problematik der Kodizes fokussiert, die das österreichische Deutsch beschreiben, und es werden die wichtigsten von den bis jetzt erschienenen etwas ausführlicher behandelt.

4.3 Kodizes

Wie schon oben angeführt wurde, ist die Anzahl der ausgesprochen österreichischen Kodizes viel geringer als jenen ausgesprochen bundesdeutschen, wo sich zweifelsohne die Kodizes der Duden-Reihe größter Beliebtheit erfreuen. Auch in Österreich sind allerdings die von der bundesdeutschen Varietät dominierten Duden-Bände (Ammon 1995:74) stark verbreitet und in vielen Fällen – beispielsweise bei grammatischen Zweifelsfällen – gibt es für einen durchschnittlichen Österreicher (und somit auch für die Norm setzenden Instanzen) keine andere Möglichkeit, als im Duden nachzuschlagen, da es zur Grammatik gar keinen österreichischen Binnenkodex gibt. Das scheint für die österreichische Standardvarietät sehr ungünstig auszufallen. Der

Duden wird in Österreich zwar tatsächlich als ein allgemein deutschsprachiges Regelwerk wahrgenommen, jede seine Auflage führt seine vier Redaktionssitze an – Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich – dabei handelt es sich aber im Falle Wiens und Zürichs um bloße Außenstellen. Solches Ungleichgewicht impliziert, dass der Duden für Österreich eher einen Außenkodex darstellt (vgl. Ammon 1995:138). Die einzigen Ausdrücke, die in dem großen „Duden. Deutsches Universalwörterbuch“ als unmarkiert und somit neutral bleiben, sind die bundesdeutschen Wörter. Manche österreichischen Varianten werden gar nicht angeführt, wie z. B. bei *E-Mail*, wo nur die bundesdeutsche Variante des Artikels, nämlich *die* steht (vgl. Duden. Deutsches Universalwörterbuch 2007:457). Weiterhin werden standardsprachliche Austriazismen nicht als neutrale Ausdrücke angeführt, sondern häufig mit den regionalen Markierungen auf ein Niveau gestellt, wie beispielsweise bei *Obers*, wo die Markierungen *bairisch* und *österreichisch* ohne irgendwelche Unterscheidung zwischen dialektaler und standardsprachlicher Benutzung gleich nebeneinander stehen (Duden. Deutsches Universalwörterbuch 2007:1153). Spezifisch bundesdeutsche Varianten werden aber gar nicht markiert (vgl. Ammon 2006:105). Dies macht den Duden, trotz aller Mühe die gesamte deutsche Sprache zu beschreiben, tatsächlich zu einem Kodex eher für die bundesdeutsche Varietät. Die Tatsache, dass er von einigen österreichischen Sprachwissenschaftlern für seine bundesdeutsche Einseitigkeit kritisiert wird, verrät dann also, dass diese vom Duden eine pauschale Geltung für die gesamte deutsche Sprache erwarten sowie dass er innerhalb der österreichischen Kodifizierung trotz Kritik eine wichtige Rolle spielt und häufig verwendet wird (vgl. dazu Ammon 1995:141).

4.3.1 „Österreichisches Wörterbuch“

Für das österreichische Deutsch gilt zumindest an Schulen das „Österreichische Wörterbuch“ als das offizielle Nachschlage- und Regelwerk, welches aber nur mangelhaft den Bedürfnissen der österreichischen Sprachbenutzer an Kodifizierung entspricht und somit eben häufig der Duden zur Hilfe gezogen wird. Martin (1997:270f.) schreibt sogar, dass das „Österreichische Wörterbuch“ zudem nie als ein Kodex, d.h. ein Regelwerk zur Kodifizierung der eigenen Standardsprache gedacht war. Diese Behauptung stimmt allerdings nur halbwegs. Das 1951 erstmals erschienene „Österreichische Wörterbuch“ war zwar besonders für den schulischen Gebrauch

bestimmt, daneben deklarierte es sich aber auch als ein Rechtschreibregelwerk für die Ämter. Und schon die Tatsache, dass das ÖWB auf den Auftrag des Unterrichtsministeriums im staatlichen Bundesverlag herausgegeben wurde, führt zur Annahme, dass es sich doch vom Anfang an um einen Versuch handelte, die österreichische Standardvarietät zu kodifizieren, wenn das Wörterbuch auch primär didaktisch konzipiert war (vgl. Ebner 1998:60). Der Bedarf an dem „Österreichischen Wörterbuch“ (bis zu seiner Herausgabe gab es nur die bis in das Jahr 1879 zurückreichenden „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis“) wuchs aus der Atmosphäre der Nachkriegszeit heraus, wo Österreich nach der nationalsozialistischen Periode nach einer neuen Identität suchte, die das Land nicht nur von der eigenen Vergangenheit, sondern vor allem von – mit dieser konnotiertem – Deutschland und seiner Sprache abgrenzen sollte. Es entbrannte damals eine heftige Diskussion darüber, inwiefern österreichisches Deutsch eine eigene Sprache sei. Letztendlich wurde sie vom damaligen Bundeskanzler Leopold Figl entschieden. Es hieß, dass zwar von der österreichischen *Nation* die Rede sein kann, die *Muttersprache* jedoch kein Österreichisch, sondern Deutsch ist (vgl. Wiesinger 1980:367). Aus der negativen Bewertung der sprachlichen Zusammengehörigkeit mit dem Dritten Reich und somit auch mit Deutschland, zusätzlich aber noch aus der positiven Bewertung der eigenen Spezifika, die es ermöglichten, zumindest darüber zu diskutieren, ob es vielleicht die österreichische Sprache gibt, entstand also die erste Auflage des „Österreichischen Wörterbuchs“. Es sollte zwar besonders Österreichern dienen, gleichzeitig setzte es sich allerdings zum Ziel, „*ein Wörterbuch der guten, richtigen deutschen Gemeinsprache*“ zu sein. Somit wurden hauptsächlich standardsprachliche Wörter aufgenommen und diejenigen, die dem dialektalen bzw. umgangssprachlichen Wortschatz angehörten, wurden nur in notwendigen Fällen aufgezeichnet und als solche markiert (Wiesinger 1980:367). So entstand zum ersten Mal ein österreichischer Kodex, wenn auch bescheidenen Umfangs (vgl. Ebner 1998:60), der als ein Binnenkodex bezeichnet werden kann, d.h. er wurde in Österreich von Österreichern aufgrund österreichischer Modelltexte verfasst (vgl. Ammon 1995:137f.). Im Gegensatz zum Duden werden Austriazismen im ÖWB nicht markiert, womit ihre standardsprachliche Gültigkeit bestätigt wird. Denn jede Markierung erscheint automatisch als bewertend bzw. nicht neutral (vgl. Ammon 1995:74).

Es folgten weitere Auflagen des ÖWBs. Allerdings erst die 35. Auflage 1979 brachte eine neue Konzeption sowie Diskussionen und Auseinandersetzungen mit sich. Diese ganz „neu bearbeitete und erweiterte Auflage“, wie dies auch vom ÖWB selber deklariert wurde, bot ein neues Design und einen neuen Inhalt und deklarierte sich nicht mehr nur als ein Regelwerk primär für die Schule und Ämter, sondern auch für Fachmänner, für die die korrekte Benutzung der Standardsprache ihr tägliches Brot ist – Korrektoren, Radiosprecher, Lektoren usw. (vgl. Wiesinger 1980:368). Als Reaktion auf diese Neuerung folgte eine heftige Kritik. Der Auslöser der inhaltlichen und konzeptionsmäßigen Vorwürfe war in erster Linie die Auslassung der Markierung für *umgangssprachlich* bei einigen Wörtern, die überwiegend als gesprochen, jedoch überregional vorkommen und welche so implizit einen standardsprachlichen Status bekamen. Dies wurde als *sprachnivellierend nach unten* bewertet und es wurde Kritik daran geübt, dass so aufgefasstes österreichisches Deutsch sich nicht mehr an der gemeinsamen Schriftsprache, sondern an niedrigeren Sprachschichten orientiert, was im Endeffekt bis zur Verselbstständigung als eigene Sprache führen könnte (vgl. Muhr 1996:224; zur Kritik Wiesinger 1980:367f.). Zu weiteren kritisierten Schwächen der 35. Auflage des ÖWBs gehörte außerdem noch die Anzahl der Wörterbucheinträge von lediglich etwa 35.000, Bevorzugung der ostösterreichischen und Vernachlässigung der westösterreichischen Lexik sowie unvollständige Wörterbuchartikel, die sich häufig nur auf die Rechtschreibung beschränkten (vgl. Muhr 1996:224).

Die Neuverfasser des ÖWBs aus dem Jahr 1979 haben offensichtlich versucht, oft benutzte überregionale Ausdrücke zu entstigmatisieren und somit zu dem österreichischen Standard hinzuzufügen; was die negativ bewertete Tatsache, dass die breite Öffentlichkeit einen erschwerten Zugang zum Standard hat, ausbessern sollte (vgl. Ammon 2005:37). Durch die Statusänderung vieler Wörter wurde auch die als positiv empfundene Unterschiedlichkeit der österreichischen Varietät von der bundesdeutschen betont (vgl. Clyne 1992b:131). Die 35. Auflage des ÖWBs war nun die Maßnahme, um diese Absichten durchzuführen. Die Implementierung ist aber gescheitert, da unmittelbar eine massive Kritikwelle folgte. Die negative Bewertung der neuen Auflage seitens nicht nur Linguisten, sondern auch Mitglieder der Öffentlichkeit führte zu neuen Arbeiten der Kodifizierer und schließlich zum Erscheinen der 36. Auflage im Jahre 1985, die viele Neuerungen der vorigen aufgab und so ohne größere

Proteste angenommen wurde. Seitdem gab es nur noch wenige Änderungen. Zu den größten gehörte die notwendige „*Umstellung auf die neue Rechtschreibung*“ (*Österreichisches Wörterbuch 2009:7*), der Übergang zur IPA-Lautschrift (vgl. Back 2001:8f.) sowie ein neues Design. Mittlerweile liegt bereits die 42. Auflage, eine Jubiläumsausgabe zu 60 Jahren ÖWB vor, die 2012 schon traditionell im staatlichen Österreichischen Bundesverlag Schulbuch in Wien herausgegeben wurde. Es lässt sich also konstatieren, dass ein seitens der normsetzenden Instanzen sowie Politiker ein Willen zur Kodifizierung der eigenen Spezifika besteht, dieser aber sehr mäßig ist.

Das „Österreichische Wörterbuch“ präsentiert sich, wie auch auf dem Umschlag des ÖWBs (2009) steht, als „*[d]as einzige amtliche Wörterbuch Österreichs*“ und ist daher „*der zentrale und unzweifelhafteste Kodexbestandteil des österreichischen Standarddeutsch.*“ (*Ammon 1995:138*). Es gilt für Schulen als verbindlich und in Anlehnung an das komplette ÖWB wurden noch Regelwerke primär für den Schulunterricht in niedrigeren Klassen ausgearbeitet und ebenso im Auftrag des Unterrichtsministeriums herausgegeben (vgl. Ammon 1995:138). Außer der primären Benutzung in der Schule sei das ÖWB allerdings den Bedürfnissen nach einem umfangreichen Kodex eher nicht gewachsen, was sich schon in seiner wichtigsten Funktion, als Rechtschreibkodex, bemerkbar macht. Ammon (1995:139) führt einen Vergleich mit dem größten Konkurrenten des ÖWBs in Österreich an, dem „Rechtschreib-Duden“ (1991), der nicht nur über mehrere Einträge als das „Österreichische Wörterbuch“ verfüge, sondern auch mehrere Austriazismen enthalte.

Außer der Kodifizierung der Rechtschreibung wurde von der Redaktion des ÖWBs versucht, auch andere sprachlichen Ebenen zu beschreiben, von ihrer vollständigen Kodifizierung kann aber nicht die Rede sein. Die Kodifizierung der einzelnen sprachlichen Ebenen wird hier im Folgenden im Einklang mit Ammon (1995:137-141) kurz beschrieben, wobei bei den jeweiligen sprachlichen Ebenen auch andere Wörterbücher kurz angeführt werden, die die Rolle eines auch für Österreich geltenden Kodexes zur jeweiligen sprachlichen Ebene anstreben.

Die *Aussprache* wird im ÖWB nur bei schwierigen Wörtern (zumeist Fremdwörtern) angegeben und daher müssen in Zweifelsfällen entweder der „Aussprache-Duden“ oder das „Österreichische Beiblatt zu Theodor Siebs“ (1961) benutzt werden (vgl. Ammon 1995:139). Seit 2007 gibt es außerdem noch das

„Österreichische Aussprachewörterbuch“ (ÖAWB 2007), das im Rahmen des Projekts „Varietäten des Österreichischen Deutsch: Standardaussprache und Varianten der Standardaussprache“ an der *Forschungsstelle für Österreichisches Deutsch des Instituts für Germanistik der Universität Graz*, die von Rudolf Muhr geleitet wird, erstellt wurde. Es handelt sich um ein deskriptives Wörterbuch mit einer Aussprachedatenbank, wo versucht wurde, die tatsächliche österreichische Standardaussprache kontrastiv zu jener in Deutschland und der Schweiz darzustellen. Es wurde ein soziolinguistischer Ansatz gewählt, da als Modellsprecher des Standards geschulte Mediensprecher ausgesucht wurden. Es wird daher vom überregionalen Gebrauchsstandard ausgegangen (vgl. ADABA; www.aussprache.at). Es handelt sich ohne Zweifel um das erste österreichische Aussprachewörterbuch, das auch, im Gegensatz zum ÖWB, eine vollständige phonetische Transkription enthält. An dem Wörterbuch wird allerdings kritisiert, dass es keine kompletten empirischen Daten zu Sprachschichten Österreichs anführt und dann vor allem, dass das ÖAWB lediglich die Medianaussprache, nicht aber die Standardaussprache der Elite vollständig beschreibt (zu der noch Akademiker, Politiker usw. gehören würden). Daher wird es eher als „*Kodifikation am grünen Tisch betrachtet*“ (Ehrlich 2009:9). Außerdem werden dem ÖAWB vorgeworfen, eine geringe, nicht repräsentative Anzahl an Probanden (für Österreich acht), sowie zahlreiche Inkonsistenzen zu enthalten (vgl. Ehrlich 2009:50f.). Einmal als solches bewertet wird er aber entweder verworfen oder einfach ignoriert (vgl. dazu Ehrlich 2009:9). Als problematisch erscheint zudem der Zugang zu diesem Kodex, da es nur auf Bestellung erhältlich ist und nicht wie das ÖWB im Auftrag eines österreichischen Bundesministeriums erschien, was wiederum seine angestrebte Repräsentativität einschränkt (Ehrlich 2009:48f.). Es handelt sich allerdings immerhin um einen ersten vollzogenen Versuch der kompletten Aussprache-Kodifizierung, an die wohl zumindest weiter angeknüpft werden könnte.

Auf der Ebene des Wortschatzes erscheint das „Österreichische Wörterbuch“ auch als unzulänglich; es verfügt über eine geringe Anzahl an Einträgen und bei manchen Lemmata gibt es keine Informationen zur Wortbedeutung. Daher müssen wieder andere Wörterbücher bundesdeutscher Provenienz zu Rate gezogen werden, sei es nun der große Duden („Duden. Deutsches Universalwörterbuch“) oder „Wahrig. Deutsches Wörterbuch“ bzw. andere, die zwar auch Austriazismen enthalten, nur diese aus der

Position einer fremden Varietät bzw. als Regionalismen beschreiben (Ammon 1995:140). Im Auftrag des Dudenverlags ist auch Jakob Ebners Wörterbuch „Wie sagt man in Österreich. Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten“ (1969I/1980II/2009III) erschienen, welches sich wirklich nur mit Austriazismen befasst, die in diesem Außenkodex allerdings als Besonderheiten empfunden werden. Dies ist auch kein Wunder, da es sich wegen des deutschen Auftraggebers, wenn auch Ebner Österreicher ist, um ein Lexikon eher für Nicht-Österreicher handelt (vgl. Ammon 1995:140). Immerhin enthält dieses Wörterbuch seit der 3. Auflage 2009 schon um die 8000 Einträge (vgl. [Duden-Webseite](#)) und sei nach dem ÖWB die bisher umfangreichste Sammlung von Austriazismen (Muhr 1996:227).

Zur Grammatik finden sich im ÖWB nur ein paar Hinweise zu österreichischen Besonderheiten mitsamt einer Übersicht zur Deklination und Konjugation (ÖWB 2009:808-825), möchte man aber wegen eines komplexeren Problems nachschlagen, ist eine andere Grammatik, zumeist die vom Duden zu empfehlen (vgl. Ammon 1995:140). Und so fasst Ammon (1995:141) die Problematik der Mangelhaftigkeit des „Österreichischen Wörterbuchs“ als eines vollständigen Kodexes wie folgt zusammen:

„Außerdem ist die Einbeziehung der Duden-Bände in den Kodex des österreichischen Standarddeutsch geradezu vorprogrammiert, denn es musste seit je klar sein, daß die bloß mittlere Ausgabe des einen österreichischen Wörterbuchs den Anforderungen an die Kodifizierung einer modernen Standardvarietät nicht voll gerecht werden konnte (...)“

Daraus ergibt sich wieder die Frage, inwiefern der Duden als ein gesamtdeutsches oder nur ein bundesdeutsches Regelwerk verstanden werden soll. Ammon scheint eher für Letzteres zu plädieren und seine Argumente erscheinen durchaus als plausibel. Falls aber der Duden tatsächlich primär ein bundesdeutscher Kodex ist, würde das heißen, dass der einzige offizielle (weil von der Regierung bestellt und für die Schulen verbindliche) Binnenkodex Österreichs, das ÖWB, nur eine Ergänzung des Dudens ist, welcher dann also trotz seiner bundesdeutschen Prägung ein Bestandteil der österreichischen Kodifizierung wäre. In der Praxis scheint dem allerdings so zu sein.

Jedenfalls ist es nicht die Aufgabe eines Rechtschreibkodexes, was das ÖWB ohne Zweifel ist, die gesamten sprachlichen Ebenen zu kodifizieren. Vielmehr sollte allerdings die unvollständige Kodifizierung durch weitere Kodizes ergänzt werden.

Ebner (1998:63) zählt die Schwierigkeiten auf, die dies verhindern. Erstens sei der österreichische Markt zu klein, damit dort etwas wie ein Duden-Verlag entstehen könnte; die Herausgabe der Kodizes müsste der Staat in seine Hände nehmen und im Idealfall sollte ein Wörterbuch im Stil des Duden-Universalwörterbuchs entstehen. Zweitens müsste man sich innerhalb Österreichs endlich im Klaren darüber werden, was der österreichische Standard und die richtige Aussprachenorm eigentlich seien.

4.3.2 „Das Variantenwörterbuch“

Das Variantenwörterbuch ist ein Kodex ganz anderer Art als das „Österreichische Wörterbuch“. Es richtet sich nicht nach einer nationalen Varietät, sondern nach dem plurizentrischen Konzept und stellt somit das erste Wörterbuch dar, das alle nationalen sowie regionalen standardsprachlichen deutschen Varianten zu beschreiben versucht. Im Einklang mit dem plurizentrischen Konzept hat es zum Gegenstand Varianten, die in den sieben Zentren der deutschen Sprache vorkommen (Vollzentren sowie Halbzentren, zur Terminologie vgl. Ammon 1995:96) und wenigstens einer nationalen oder innerhalb dieser einer regionalen Standardvarietät angehören. Dialektale sowie umgangssprachliche Ausdrücke wurden nicht aufgenommen. Es handelt sich also nicht um ein Wörterbuch der gesamten deutschen Sprache, vielmehr aber um ein Wörterbuch der Varianten der gesamten Standardsprache. Alle nationalen Varietäten wurden gleichwertig behandelt, indem jeder standardsprachliche Ausdruck mit einer Markierung entsprechend der nationalen Varietät gekennzeichnet ist (A für Österreich, CH für die Schweiz, D für Deutschland). Auch die Artikel sind der Neutralität halber alphabetisch angeführt, die regionalen Varietäten sind hingegen mit entsprechender Markierung bezeichnet (z.B. D-süd). Die Einzigartigkeit dieses Kodexes besteht darin, dass es sich dabei um das erste plurizentrische Wörterbuch nicht nur des Deutschen, sondern überhaupt um das erste Weltweit handelt (vgl. Ebner 1998:56f., Variantenwörterbuch 2004:XI-XIX).

Das Wörterbuchprojekt wurde von Ulrich Ammon initiiert und lief von 1997 bis 2004. Das Vorhaben kristallisierte sich aus mehreren Ursachen heraus und hing wohl auch mit den in den 90-er Jahren regen Diskussionen über die Plurizentrität des Deutschen sowie über die einzelnen nationalen Varietäten zusammen. Einerseits war es die positive Bewertung der Variation innerhalb der deutschen Sprache, die jüngst zum

Gegenstand von Untersuchungen wurde, zweitens die negative Bewertung der Tatsache, dass noch kein Wörterbuch der gesamten deutschen Standardsprache existiert, das alle nationalen Varietäten mit ihren sprachlichen Besonderheiten gleichwertig beschreiben würde. Dies bestätigen auch die Worte Ulrich Ammons im Antrag für die Forschungsförderung (zitiert nach *Ebner 1997:56*):

„Außerdem dient es dem besseren Verständnis zwischen verschiedenen deutschsprachigen Nationen, da deren Sprachbesonderheiten – anders als in der bisherigen Kodifizierungspraxis des Deutschen – ausgewogen berücksichtigt werden sollen.“

Es gab Mitarbeiterstellen in jedem Voll- sowie Halbzentrum der deutschen Sprache; also in Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie in Liechtenstein, Ostbelgien, Südtirol und Luxemburg. In den jeweiligen Ländern wurden entsprechende Modelltexte gesammelt, bearbeitet und ausgewertet (vgl. *Ebner 1998:56*; *Variantenwörterbuch 2004:VII-X*). 2004 erschien dann erstmals das „Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol“ im de Gruyter Verlag. Es wurde somit zum ersten Mal eine Maßnahme zur Beschreibung der Besonderheiten sowie Gleichbehandlung aller Standardvarietäten des Deutschen durchgeführt. Im Moment ist auch schon eine gewisse Implementierung nachweisbar. Nach den offiziellen Webseiten des Germanistischen Instituts der Universität Wien (vgl. Webseiten des Germanistischen Instituts an der Universität Wien) soll dieser Kodex bei Erstellung von DaF-Lernmaterialien von Nutzen gewesen, sowie zu einem anerkannten Nachschlagewerk geworden sein, und zwar nicht nur in deutschsprachigen Ländern. Diese Behauptung ist natürlich eher für die fachliche Öffentlichkeit (Germanisten, Sprachwissenschaftler, Lehrer) annehmbar, würde jedoch bedeuten, dass zumindest auf einem Teil der Mikroebene (beispielsweise Lehrer, die die DaF-Materialien bearbeiten) das Bewusstsein über die nationalen Varietäten verbreitet wurde. Wie dem in der weniger spezialisierten Öffentlichkeit ist, soll die Analyse von Gesprächen im Rahmen dieser Arbeit zeigen.

Erwähnenswert zum Variantenwörterbuch wäre noch, dass eine Zweitaufgabe desselben vorbereitet wird und die Arbeiten daran für die Zeitspanne 2012-2014 geplant sind. Die zweite Auflage setzt sich zum Ziel, den als nicht mehr ausreichend

bewerteten Wortschatz der Erstauflage zu erweitern sowie zu aktualisieren und es sollen auch die so genannten „*Viertelzentren*“ der deutschen Sprache mit aufgenommen werden – „*Rumänien, Namibia, menninotische Gemeinschaften in Nord- und Südamerika*“ (zit. nach *Webseiten der Germanistischen Institute an Universitäten Wien und Basel*).

4.3.3 „Das Protokoll Nr. 10“

Eine bedeutsame Rolle für den Status und so auch zumindest indirekt für die Kodifizierung des österreichischen Deutsch auf der internationalen (aber auch nationalen) Ebene spielt außerdem das „Protokoll Nr.10 über die Verwendung spezifischer österreichischer Ausdrücke im Rahmen der Europäischen Union“, das die Verwendung von 23 ausgewählten Austriazismen ausschließlich aus dem kulinarischen Bereich in der Europäischen Union regelt (vgl. Markhardt 2005:196).

Bei diesem organisierten Sprachmanagementprozess, als welchen man die Geschehnisse um sein wichtiges Produkt, das sogenannte „*Austriazismenprotokoll*“ (Markhardt 2005:165) bezeichnen kann, stellt sich allerdings die Frage, auf welche Art und Weise die Mikroebene mit einbezogen wurde. Es fand zwar 1993/94, in dem Zeitraum, wo die heftigsten Diskussionen über das *Austriazismenprotokoll* geführt wurden, eine massive EU-Beitrittskampagne statt, in deren Rahmen österreichische Bürger nach ihrer Stellung zum möglichen Verlust der spezifisch österreichischen Ausdrücke befragt wurden. Es ist jedoch nicht ganz klar, erstens inwiefern die EU-Kampagne mit dem „Protokoll Nr.10“ tatsächlich zusammenhing bzw. verbunden war und zweitens ob die Befürchtungen um die eigene Varietät nicht eher von „oben“ provoziert wurden. Eindeutig ist, dass die Kampagne jedenfalls auf diese Ängste abzielte. Nach Befragungen aus den Jahren 1993/1994 soll eine Angst vor der „Preußifizierung“ des österreichischen Deutsch aus Brüssel und die damit zusammenhängende negativ bewertete Möglichkeit einer sprachlichen Angleichung an die bundesdeutsche Varietät geherrscht haben, die umgekehrt mit der Angst vor dem Verlust der eigenen österreichischen Identität zu tun hatte (vgl. Markhardt 2005:154f.). Gerade in den Fragen der sprachlichen Angleichung und eigener sprachlicher Identität spielte *der kulinarische Bereich* von Anfang an eine zentrale Rolle. Es bestand ein starker Unwillen zur Vereinheitlichung der österreichischen Lebensmittelbezeichnungen

mit den deutschen. In dieser Diskussion waren auch manche österreichische Sprachwissenschaftler involviert, wie beispielsweise Wolfgang Pollak (1994). Es ist daher kein Wunder, dass auch die EU-Kampagne gerade auf den typisch österreichischen Küchenbegriffen aufgebaut war und zum Ziel hatte, der Bevölkerung, die sich im Referendum für oder gegen den EU-Beitritt aussprechen sollte, zu versichern, dass auch im Rahmen der Europäischen Union die österreichischen Bezeichnungen von Speisen erhalten bleiben. Der Wiener Bürgermeister Zilk kam mit dem Slogan: „Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat“ und die Wirtschaftskammer Österreichs behauptete: „Alles bleibt, wie es ißt.“ So ist, zugespitzt gesagt, die österreichische „Esskultur“ zum zentralen Thema der österreichischen Identität geworden (vgl. dazu Markhardt 2005:201-207; De Cilia 1998:251f.). Nach Pollak (1994:155, übernommen von Markhardt 2005:163) soll es dann auch Reaktionen in der Öffentlichkeit (allerdings eher in der fachlichen) gegeben haben, die nach der Berücksichtigung der österreichischen Varietät bei EU-Verhandlungen gerufen haben. Somit kann die direkte Rolle der Mikroebene beim Ausfertigen des Protokolls doch bestätigt werden. Indirekt bildete sie bestimmt zumindest den Hintergrund des ganzen Prozesses, da bei der Herausarbeitung des Protokolls auch die „*psychologische Bedeutung*“ im Spiel war und man hoffte darauf, „*daß der Schutz gewisser Austriazismen*“ einen „*5%igen Stimmengewinn beim Referendum*“ bringen sollte (Markhardt 2005:163).

Aus Gründen, die eher auf mehrere Stimmen für den EU-Beitritt Österreichs abzielten, als die eigene nationale Varietät zu schützen, ist das österreichische Deutsch zum Gegenstand der EU-Beitrittsverhandlungen tatsächlich geworden und wurde spätestens von diesem Moment an auf der Makroebene besprochen. Die konkrete Idee, eine Liste von Austriazismen fertigzustellen, kam vom *Redaktionsausschuss für den Beitrittsvertrag*, der nach dem Abschluss der inhaltlichen Verhandlungen (praktisch Ende 1993, formal 30. 3. 1994) diese im Beitrittsvertrag zusammenzufassen hatte. Die Mitglieder des Redaktionsausschusses waren ein Vertreter der *österreichischen Mission* (später *Ständige Vertretung bei der Europäischen Union*), ein *Völkerrechtsexperte des Außenministeriums* und ein *Repräsentant des Verfassungsdienstes des Bundeskanzleramtes* (Markhardt 2005:164). Dass sich das Austriazismenprotokoll am Ende auf 23 kulinarische Spezifika beschränken wird, war damals noch nicht

abzusehen. 1994 wurden vom Redaktionsausschuss alle österreichischen Ministerien angeschrieben, um Listen mit österreichischen Wörtern zu liefern, wobei sich aber nur einige (vor allem das Gesundheitsministerium und das Landwirtschaftsministerium, aber auch das Unterrichtsministerium) damit beschäftigten. Da beschlossen wurde, dass das endgültige Protokoll nur einen symbolischen Wert haben soll, war keine vollständige Liste angestrebt. Es sollte sich allerdings um Ausdrücke handeln, die für die gesamte Bevölkerung wichtig und bekannt sind. Also wurden von allen Listen nur die Speisenbezeichnungen gewählt und in das endgültige Dokument lediglich solche aufgenommen, deren bundesdeutsche Äquivalente in der EU-Datenbank, das heißt in den Rechtsakten, vorkamen. Es wurde allerdings nicht systematisch vorgegangen (vgl. Markhardt 2005:170; 175f.).

Eine Rolle bei solcher Kürzung der Liste und bei der Entscheidung für eine lediglich symbolische Bedeutung des Protokolls kann auch die Tatsache gespielt haben, dass in den ersten Reaktionen auf die Idee des *Redaktionsausschusses* einige Befürchtungen auftauchten, unter anderem dass auch andere A-Varietäten bzw. Minderheitssprachen mit eigenen Anforderungen auftreten könnten. Dies hat aber die Kürze des Dokumentes vermieden (Markhardt 2005:167).

Wichtig zu erwähnen ist noch, dass zu der Erstellung des „Protokolls Nr. 10“ keine Linguisten oder Germanisten eingeladen waren, an der Herausarbeitung der Liste waren ausschließlich Politiker tätig, vor allem *Dr. Fabian Lutz* (damals in der EU-Koordinationsabteilung des damaligen Bundesministeriums für Gesundheit, Konsumentenschutz und Sport), *eine Vertreterin des Landwirtschaftsministeriums*, das *Bundeskanzlersamt* und das *Außenministerium*. Die Endauswahl ereignete sich am 31. 3. 1994 beim „*historischen Mittagessen*“ in einem Restaurant in Brüssel (Markhardt 2005:176-178) und so sind die 23 Austriazismen „*Beiried, Eierschwammerl, Erdäpfel, Faschiertes, Fisolen, Grammeln, Hüferl, Karfiol, Kohlsprossen, Kren, Lungenbraten, Marillen, Melanzani, Nuß, Obers, Paradeiser, Powidl, Ribisel, Rostbraten, Schlögel, Topfen, Vogerlsalat und Weichseln*“ (Markhardt 2005:179; vgl. das „Protokoll Nr.10“ unten im Anhang) zu einem Teil des EU-Primärrechts geworden (Markhardt 2005:158). Der erste Absatz des „Protokolls Nr. 10“ versichert, dass diese 23 Austriazismen den bundesdeutschen gleichgestellt sind:

„Die in der österreichischen Rechtsordnung enthaltenen und im Anhang zu diesem Protokoll aufgelisteten spezifisch österreichischen Ausdrücke der deutschen Sprache haben den gleichen Status und dürfen mit der gleichen Rechtswirkung verwendet werden wie die in Deutschland verwendeten entsprechenden Ausdrücke, die im Anhang aufgeführt sind.“ (nach Markhardt 2005:180)

Es handelt sich somit um „[D]ie einzige Regelung über plurizentrische Sprachen in den Institutionen und Organen der EU“, innerhalb des Sprachmanagementprozesses um eine Maßnahme, die „die Existenz einer österreichischen Standardvarietät (...) erstmals in einem österreichischen sowie internationalen Rechtsakt anerkannt [hat].“ (Markhardt 2005:161)

Das Protokoll entspricht jedoch nicht den ursprünglichen Anforderungen, die die Diskussionen um den EU-Beitritt dominiert hatten. Auf die Bezeichnung der Marktprodukte mit österreichischen Ausdrücken bezieht es sich gar nicht, es regelt lediglich die Benutzung von Austriazismen im Rahmen der Textsorte *Rechtsakte* in Organen der EU.

Der zweite Absatz des „Protokolls Nr. 10“ lautet nämlich wie folgt:

„In der deutschen Sprachfassung neuer Rechtsakte werden die im Anhang genannten spezifisch österreichischen Ausdrücke den in Deutschland verwendeten entsprechenden Ausdrücken in geeigneter Form hinzugefügt.“

Das Protokoll betrifft daher primär nur die Makroebene, wenn sich auch zahlreiche, allerdings eher indirekte Auswirkungen auf der Mikroebene finden lassen. Aber schon die Implementierung auf der Makroebene scheint unvollständig zu sein, denn in der Praxis werden in einigen Fällen (vor allem bei Komposita, aber auch Artikelverwendung usw.) trotz der Regelung nur bundesdeutsche Ausdrücke verwendet (also z.B. nur Kartoffelsalat statt neben diesem bundesdeutschen Ausdruck noch den österreichischen Erdäpfelsalat anzuführen) (vgl. Markhardt 2005:185-190). Die direkte Implementierung auf der Mikroebene würde in diesem Fall heißen, dass beispielsweise die in den Organen der EU arbeitenden Übersetzer und Dolmetscher von der Liste der anerkannten Austriazismen wüssten und diese in ihre Arbeit mit einbeziehen und beide Varianten immer gleich behandeln würden. Wie aber Markhardt (2005:251-253) belegt, wissen die Übersetzer nur theoretisch von der Existenz des Protokolls; über seinen

Inhalt wissen sie fast nichts und in der Praxis berücksichtigen sie überwiegend bundesdeutsche Varianten, und das sogar bei solchen, die dem „Protokoll Nr. 10“ angehören.

Indirekt hat sich das *Austriazismenprotokoll* anscheinend teilweise auch auf den tagtäglichen Gebrauch ausgewirkt. Nicht dass jeder Österreicher von der Existenz des EU-Dokumentes wüsste und sich nach ihm richtete; durch verschiedene Zeitungsartikel wurde aber doch das Bewusstsein über die Spezifität der österreichischen Ausdrücke zumindest im Küchenbereich in Österreich sowie in Deutschland ein wenig verbreitet (vgl. de Cilia 1997:247f.). Andererseits trug dies gleichzeitig zum Bilden des verbreiteten Klischees bei, dass österreichische Spezifika nur im kulinarischen Bereich zu suchen sind (Markhardt 2005:196f.), was auch die von de Cilia (1997:248f.) analysierten Zeitungsartikel aus Österreich sowie Deutschland zu vermitteln versuchten; in Österreich seien diese allerdings leicht ironisch, in Deutschland eher herablassend gewesen.

Es bleibt auch offen, ob und inwiefern sich an den EU-Austriazismen die normsetzenden Instanzen in Zweifelsfällen orientieren. Im ÖWB bekommen die 23 Ausdrücke keine besondere Markierung. Außerdem wird bei *Nuß* neulich die Rechtschreibung *Nuss* verwendet (vgl. ÖWB 2009:466), bei *Hüferl* wiederum die Schreibweise *Hieferl* bevorzugt (vgl. ÖWB 2009:307).

Abschließend sei mit Markhardt (2005:211) festgehalten, dass hinter dem Ausfertigen des „Protokolls Nr. 10“ ursprünglich zwar keine sprachpolitischen Absichten standen, es aber doch zu einem wichtigen, die Sprachpolitik der EU regelndem Dokument geworden ist. Denn gerade die 90-er Jahre waren ein sehr wichtiges Jahrzehnt für das Etablieren des Deutschen als plurizentrische Sprache und des plurizentrischen Konzeptes überhaupt. „Das Protokoll Nr. 10“ mit allen Diskussionen über das österreichische Deutsch „drum herum“ mag dazu wesentlich beigetragen haben (vgl. dazu de Cilia 1997:254f.).

5. Methodischer Ansatz

5.1 Zur Erhebung

In folgenden Kapiteln wird nun die eigentliche empirische Untersuchung präsentiert, in deren Rahmen die Sprachmanagementtheorie in authentischen Interaktionen auf der Mikroebene angewandt wird, wobei das gemeinsame Thema der Interaktionen die plurizentrische Problematik bzw. die der jeweiligen (bundesdeutschen und österreichischen) nationalen Varietäten ist. Alle unten analysierte Gespräche wurden mittels *teilnehmender Beobachtung* erhoben. Die einzige Ausnahme stellt die letzte Interaktion dar, welche schriftlich, in Form einer Konversation auf *Facebook* stattfand.

Die teilnehmende Beobachtung ist eine anerkannte Methode der Feldforschung in den Sozialwissenschaften und wird daher auch in der soziolinguistischen Forschung verwendet. Sie dient dem Gewinn von Wissen über das Handeln und Verhalten einzelner Personen, oder einer ganzen Probandengruppe. Wichtig dabei ist, dass der Forscher selber an den konkreten Interaktionen teilnimmt, wobei er unmittelbar auch Informationen über die gesamte Situation und über wichtige Gegebenheiten bekommt, die für die Interaktion entscheidend sind. Er kann sich beides, je nach Bedarf, entweder distanziert verhalten, indem er lediglich beobachtet oder er kann direkt an dem Geschehen teilnehmen (vgl. dazu Lüders 2006:151-153).

Daraus ergeben sich einige Nachteile dieser Untersuchungsmethode. Der größte kann darin gesehen werden, dass in der Regel einzig das Gedächtnis des Forschers das Medium für unmittelbares Aufzeichnen der Interaktionen ist. Falls er keine Aufnahmegерäte verwendet, (was allerdings manchmal nur schwierig geht, wenn man keine Aufmerksamkeit erwecken will) kann er das Beobachtete erst im Nachhinein niederschreiben. Dies verlangt natürlich einen objektiven Zugang, der aber nicht immer nachgeprüft werden kann. Es kann passieren, dass schon beim Aufschreiben Interpretationen hineinprojiziert werden; bei größerer zeitlicher Distanz können sich Lücken im Gedächtnis ähnlich auswirken. Außerdem fehlt bei einer freien teilnehmenden Beobachtung eine gegebene Struktur der Vorgehensweise sowie der Auswertung von erhobenen Daten, weswegen sie von manchen Forschern als eine unwissenschaftliche Methode abgelehnt wird. Andere sehen aber eben in der Freiheit

des Ansatzes ihren größten Vorteil. Eine freie Feldforschung ist zudem von allen Hypothesen befreit und schöpft die Erkenntnisse tatsächlich nur aus den beobachteten Interaktionen (vgl. Meixner 2009:7f.).

Der Nachteile war sich auch die Verfasserin dieser Arbeit bewusst, letztendlich überwogen aber die oben beschriebenen Vorteile. Zuerst waren zwar Audioaufnahmen geplant, mittels deren könnte aber die erwünschte Unmittelbarkeit der Interaktionen nicht erreicht werden. Solch ein Ansatz hätte verlangt, das Aufnahmegerät ständig bei sich zu haben, und es wären wegen der guten Qualität der Audioaufnahmen nur Gespräche im ruhigen Raum möglich gewesen. Da diese Arbeit eine Analyse von unbeeinflussten, authentischen Aussagen anstrebt, erwies sich also die Methode der teilnehmenden Beobachtung am Geeignetesten. So wurden die meisten abgehörten Gespräche erst im Nachhinein notiert, nur in wenigen Fällen war es möglich, gleich während der Interaktion Notizen zu machen und nicht aufzufallen. Es wurde allerdings versucht, das Aufzeichnen möglichst bald nach der Beobachtung durchzuführen, solange alles noch frisch in Erinnerung war. Dabei handelte es sich zumeist um zeitliche Entfernung in der Regel einiger Stunden, höchstens eines Tages. Alle Interaktionen wurden außerdem so bald wie möglich (vor allem bei chaotischen Notizen spätestens bis zum nächsten Tag) in den Computer eingegeben, wobei die vorliegenden Notizen als Stütze dienten und es wurden anhand dieser sowie des Gedächtnisses weitere relevante Angaben ergänzt und die Interaktionen rekonstruiert. Alle vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen sind in eingescannter Version im Anhang zu finden.

Alle Interaktionen ergaben sich unmittelbar, bei manchen, die etwas persönlicher waren, fragte die Verfasserin im Nachhinein, ob sie diese für ihre Untersuchung benutzen darf. In allen Fällen bekam sie eine positive Antwort. Die Probanden bleiben natürlich anonym, es wird bei jedem Gespräch nur das wesentliche und für die Untersuchung relevante von ihnen gesagt (Nationalität, bzw. Beruf usw.). Sie werden zumeist mit einem Buchstaben bzw. mit einer Kombination von Buchstaben bezeichnet, wobei jeder Proband seine einzigartige Markierung hat. Kommt also derselbe Buchstabe mehrmals vor, handelt es sich immer um eine und dieselbe Person.

In manchen Fällen reagierten die befragten Personen selber auf die Information über das Untersuchungsinteresse der Verfasserin, jedoch ohne ganz genau zu wissen, womit sie sich konkret befasst. Auch diese Interaktionen wurden mit aufgenommen, weil sie

ebenso ohne Lenken der Verfasserin entstanden, das heißt, die Probanden sprachen das Thema selber an. Auch andere Interaktionen wurden von der Verfasserin nur minimal gelenkt und wenn schon, dann mit der Absicht, die Konversation bzw. das Thema fortzusetzen. Nie wurde aber ein Thema direkt vorgeschlagen bzw. gewechselt. So ist ein kleines Korpus von ca. 40 Kurzinteraktionen zustande gekommen, von welchen hier auch die meisten analysiert werden. Ausgelassen wurden solche, wo unvollständige Angaben (meistens wegen spätem Notieren) bestehen bzw. sich mehrere Gespräche thematisch decken. In letzteren Fällen wurden nur die relevanteren, umfangreicheren bzw. auch interessanteren mit aufgenommen. Diese sind dann thematisch geordnet. Es war nicht immer eindeutig zu entscheiden, was das Hauptthema der konkreten Interaktionen ist, manche beinhalten mehrere Themen und daher gilt die Gliederung vielmehr nur einer besseren Orientierung in den Daten. Dem entsprechen auch die (Teil-) Überschriften, die eher nach verbreiteten Klischees bzw. nach den in den jeweiligen Interaktionen beinhaltenen Aussagen gewählt wurden.

5.2 Probanden

Die Probanden dieser Arbeit wurden nie absichtlich gewählt. So wie sich die Gespräche unmittelbar ergaben, so sind auch die Gesprächspartner zu Probanden geworden. Als solche wurden aber nur diejenigen behandelt, die österreichische oder bundesdeutsche Muttersprachler sind bzw. solche, die seit einer langen Zeit in einem der Länder leben und die deutsche Sprache fehler- und akzentfrei beherrschen. Es gab also außer der plurizentrischen Thematik kein anderes Kriterium für die Aufnahme der Probanden in diese Untersuchung. Doch lässt sich sagen, dass die meisten Probanden Studenten sind, die höchste Alterslinie liegt bei 40. Die einzige Ausnahme stellt ein bereits 70-jähriger Proband dar. Weiter sind fast alle Gespräche (bis auf diejenigen aus Prag) in Österreich oder Deutschland entstanden, wo sich die Verfasserin eine Zeit lang aufhalten durfte. Bis auf zwei deutsche Probandinnen, die nun dauerhaft in Österreich leben und einen Proband, der sich in Prag aufhält, waren alle Deutschen, deren Aussagen aus Österreich stammen, nur für eine kurze Zeit im Ausland. Alle österreichischen Befragten lebten dauerhaft in ihrem Heimatland.

5.3 Der Untersuchungsgegenstand

Als Untersuchungsgegenstand gelten die zwei nationalen Varietäten des Deutschen – die österreichische und die bundesdeutsche. Von dem Konzept des Plurizentrismus ausgehend handelt es sich also um die jeweiligen nationalen Standards. Natürlich lässt sich in der gesprochenen Sprache oftmals nur schwierig entscheiden, was noch bzw. nicht mehr Standardsprache ist. Auf eine genaue Unterscheidung wurde hier also verzichtet und es wurden auch Interaktionen in der Umgangssprache aufgenommen, die man ohnehin als Gebrauchsstandards bezeichnen könnte. Der Dialekt war aber nicht der Gegenstand der Untersuchung und es erschien auch von Vornherein als unwahrscheinlich, dass jemand mit der Verfasserin, die bei allen Interaktionen präsent war und keine Muttersprachlerin ist, im Dialekt zu sprechen versuchte bzw. dass sie das gegebenenfalls überhaupt hätte verstehen können. Doch spiegelte sich in manchen Fällen die regionale Herkunft der Probanden in dem Gesagten wieder – zumeist in der Aussprache. Falls es sich um markante Elemente der Redensweise der konkreten Person handelte, wurde dies auch dementsprechend, möglichst getreu, wiedergegeben. Falls eine Aussprachevariante vorkam, die in jeder Varietät anders kodifiziert ist, wurde diese in eckigen Klammern nach den IPA-Regeln transkribiert.

5.4 Analyse

Wie schon in der Einleitung erwähnt wurde, werden zur Analyse Instrumente der Sprachmanagementtheorie verwendet. Es wird davon ausgegangen, dass jedes aufgetauchte sprachliche Problem in eine kommunikative Situation und diese in einen soziokulturellen Kontext eingebettet ist, welcher den beiden anderen überlegen ist. Im Kontext der oben beschriebenen Zusammenhänge von Sprache und Identität, die für das plurizentrische Konzept von großer Bedeutung sind, erscheint dies als sehr wichtig. Außerdem wird bei der Analyse der Machtfaktor berücksichtigt. Der Zyklus (Mikro-Makro-Mikro; vgl. Kapitel 1.3) sowie Netzwerke spielen dagegen keine wesentliche Rolle, da sich die Interaktionen lediglich auf der Mikroebene abspielen. Die eigentliche Analyse hält sich an den oben beschriebenen Sprachmanagementprozess (vgl. 1.4) mit seinen fünf Stufen (Normabweichung; unbemerkt/ bemerkt; unbewertet/bewertet; keine Maßnahmen/Maßnahmen; keine Implementierung/ Implementierung). Zusätzlich

werden noch aufgetauchte, für Plurizentrismus relevante Aussagen innerhalb der Gespräche kommentiert.

5.5 Wiedergabe von außersprachlichen Signalen

Beim Sprechen spielen natürlich auch außersprachliche Signale wie Mimik und Gestik, emotionale Äußerungen (wie z.B. Lachen) oder auch Erscheinungen, die mit dem Sprechen zwar unmittelbar zusammenhängen (z.B. Ton – ironisch, anerkennend usw.), aber mit der Schrift nur schwer aufzufangen sind, eine bedeutende Rolle. Zur Markierung solcher Signale, die als wichtig für die Interaktionen erschienen, wurden runde Klammern verwendet.

6. Gespräche und deren Analyse

6.1 Wie man es in Deutschland sagt

6.1.1 Der Fall *Chemie*

Das erste Gespräch hat sich am 31. 12. 2010 nachts ungefähr um 22 Uhr in Niederösterreich abgespielt. Es handelte sich um eine Silvesterfeier, bei der hauptsächlich Österreicher anwesend waren. Die meisten von ihnen kamen aus Wien oder aus Niederösterreich, einer war aus Salzburg. Außerdem befand sich unter uns ein Deutscher aus Nordrhein-Westfalen, der mit der österreichischen Varietät gut vertraut ist und keine Probleme mit dem Verstehen der gesprochenen österreichischen Standardvarietät bzw. Umgangssprache hat. Nicht alle Anwesenden haben sich gekannt, jedoch waren alle Teilnehmer des Gesprächs ähnlichen Alters und daher auch per Du. Es herrschte eine gelassene, durch Alkoholkonsum etwas gesteuerte freundschaftliche Stimmung. Man wollte ein bisschen mehr über die anderen erfahren und im Folgenden kurzen Gespräch vor allen Dingen feststellen, was für eine Arbeit die anderen haben. In dem kleinen Abschnitt, der hier wiedergegeben wird, fragt ein Wiener den Deutschen, was sein Beruf sei, und dieser antwortet darauf. Aus solcher Situation ergab sich folgendes Gespräch:

Österreicher: Was arbeitest du eigentlich?

Deutscher: Bin Gymnasiallehrer für Biologie und Chemie [çemi:]

Österreicher: Oh, [kemi:], interessant. Tschuldigung, ich hätt' eigentlich [çemi:] sagen müssen, wie man es in Deutschland sagt.⁵

Analyse:

Hier handelt es sich um eine unterschiedliche Aussprache des Anlauts im Wort *Chemie*. Dem österreichischen Standard nach müsste die Aussprache [kemi:] eventuell noch [k^hemi:] lauten, dies kam aber nicht vor, sondern das Wort wurde als [çemi:] ausgesprochen, was eine der zwei bundesdeutschen Standardvarianten ist.

⁵ s. Anhang II/2)

Dieser Unterschied in der Aussprache fiel dem Österreicher auf, allerdings nicht gleich. Beim Zuhören widmete er der fremden Aussprache des Wortes erst keine Aufmerksamkeit, erst als ihm bewusst wurde, wie er es selber ausgesprochen hatte, bemerkte er den Unterschied zu seiner Aussprache und ordnete die fremde Lautung als eine „typisch deutsche“ ein. Dies scheint auch seine Bewertung der abweichenden Aussprache zu sein, die wegen dem leicht ironischen Ton des Gesprächs als leicht negativ zu bezeichnen wäre.

Der Österreicher hat sich nach dem Bemerkten der unterschiedlichen Aussprache in sozusagen seiner Fassung selber korrigiert, indem er sagte: „ ...*ich hätte eigentlich [çemi:] sagen müssen.*“ Dadurch wurde die „fremde“ Aussprache auch unmittelbar implementiert, da die bundesdeutsche Variante angenommen und benutzt wurde, wenn auch nur in diesem kurzen Gespräch. Man kann an diesem Gespräch sehen, dass hier der Sprachmanagementprozess auf der Mikroebene alle seine Stadien durchlief.

Eine interessante Frage wäre, warum sich der Österreicher korrigierte. Eine Erklärung hierfür könnte der Machtfaktor sein. Objektiv gesehen war keiner der Gesprächsteilnehmer dem anderen überlegen und das ganze Gespräch wurde im freundschaftlichen, scherzhaften Ton geführt. Falls hier der Machtfaktor wirklich eine Rolle spielte, handelte es sich entweder um ein subjektives Gefühl des Österreichers, der in der Kommunikation mit dem Deutschen das Bedürfnis verspürte, sich dem „Fremden“ im Rahmen des besseren Verständnisses anzupassen und hat somit seine höhere Machtposition anerkannt, oder es handelte sich ganz umgekehrt um ein Zeichen der Überlegenheit seitens des Österreichers, der somit signalisiert hat, er kenne beide Aussprachevarianten.

6.1.2 Berliner quatschen

Dieses Gespräch hat sich am 10. 2. 2011 am Abend in einem Restaurant in Wien abgespielt. Es war nach einem In-Line-Hockeytraining, nach welchem eine Gruppe von ungefähr acht Personen noch Bier trinken ging. Außer der Verfasserin war noch eine Tschechin anwesend, eine Deutsche aus Berlin und ein Chinese, der aber schon seit mehr als zehn Jahren in Wien lebt. Alle übrigen vier Personen waren geborene Wiener. Die Hauptakteure der unten angeführten Interaktion waren die Berlinerin und der Chinese-Wiener. Die deutsche Sprecherin hat in dieser Zeit schon mindestens seit zwei

oder drei Semestern in Wien gelebt und dort studiert. Im angenehmen Gespräch kam dann die Rede auf die Herkunft der anwesenden Deutschen und es ergab sich daraus ein Thema: „Wie sagt man in Berlin“, in dem österreichische und bundesdeutsche Varianten unterschiedlicher Variablen verglichen wurden. Das Gespräch wurde im scherzhaften Ton geführt, es wurde auch allgemein viel gelacht, die deutsche Sprecherin regte sich allerdings etwas auf, als sie die ihr bis zu ihrem Umzug nach Wien unbekanntem Unterschiede in der österreichischen Aussprache beschrieben hat.

Österreicher: Quatschen, sagen die Berliner. (Gelächter) Das gibt es bei uns (gemeint ist Österreich, Anm. der Verf.) nicht. Und ich habe einen Freund aus Berlin, und der sagte immer [ʃemi:].

Berlinerin: Ja, und ihr in Österreich sagt immer [k^hemi:]. Und noch Giraffe... [girafə]. In Österreich sagt ihr [ʒirafə] (ironisch, grinsend), auch wenn es Giraffe [girafə] ist.

Österreicher: Und die Deutschen sagen guck mal, guck mal (Gelächter) guck mal; das sagt man bei uns nicht, bei uns gibt es.... Nur einfach schau mal, oder?⁶

Analyse:

Bei den ersten zwei Aussagen, wie auch bei der letzten (*quatschen*, *Chemie* und *guck mal*) kam nur das Bemerkte der Unterschiede der jeweiligen Varianten vor. Diese drei Ausdrücke wurden keineswegs bewertet, im Prinzip nur verglichen, wenn sie auch als ein unterhaltsames Gesprächsthema galten. Viel interessanter fällt dann die Analyse der auch erwähnten Aussprache beim Wort Giraffe aus. Hier wurde nämlich die Unterschiedlichkeit beider Varianten nicht nur bemerkt, sondern auch gleich bewertet, und zwar stark negativ. Denn aus der Aussage, die sogleich eine Korrektur darstellt – „*In Österreich sagt ihr [ʒirafə] (ironisch, grinsend), auch wenn es Giraffe ist.*“ – lässt sich eine sehr starke Ablehnung spüren, es wird beinahe explizit gesagt, dass Österreicher dieses Wort völlig falsch aussprechen. Jedenfalls für die Sprecherin selbst ist die Aussprache mit einem anlautenden [g] die einzige mögliche Variante.

⁶ s. Anhang II/4)

An diesem Beispiel kann man sehr gut sehen, wie unterschiedlich die bemerkten Abweichungen von den jeweiligen Muttersprachlern wahrgenommen und bewertet wurden. Für den Österreicher (wenn auch chinesischer Herkunft) handelte es sich um bloße synonymische bundesdeutsche Äquivalente zu den in Österreich üblichen Varianten. Sie mögen sich zwar manchmal lustig oder unbekannt anhören, dadurch wurden sie auch identifiziert, wurden aber nicht weiter bewertet. Die Deutsche dagegen hält den bemerkten Unterschied für unkorrekt. Dieses Beispiel könnte die Hypothese bestätigen, dass Deutsche sich der eigenen spezifischen Varianten (Teutonismen) nicht bewusst sind und diese daher für allgemein gültig halten (vgl. Muhr 2003:216). So werden aber nur die ihnen bekannten Varianten als korrekt bezeichnet. Alles andere sei entweder schlechtes Deutsch oder Dialekt.

6.1.3 ...wie ist das Präteritum von sitzen?

Dieses Gespräch wurde mit einem gebürtigen Wiener (im Weiteren als *E* bezeichnet) dem Mitbewohner einer Bekannten, am 10. 2. 2011 in der Nacht, nach der Rückkehr vom In-Line-Hockeytraining, in Wien geführt. *E*'s südamerikanische Freundin lernte in der Zeit gerade Deutsch, weil sie zu *E* nach Wien kommen und hier möglicherweise eine Arbeit finden wollte. *E* konnte also beobachten, wie und was bei dem Unterricht gelehrt wurde. Da das Thema Arbeit und Studium angesprochen wurde, erfuhr *E* auch ungefähr das Thema dieser Magisterarbeit, was ihn zu einem langen Monolog in Form einer Kritik am DaF-Unterricht bewegte. Das Gespräch musste dann allerdings wegen großer Müdigkeit eingestellt werden. Im Folgenden wird ein für diese Arbeit relevanter Abschnitt dieses Monologs wiedergegeben, in welchem sich *E* auf die Interferenzen in Benutzung von Tempusformen zwischen den beiden nationalen Varietäten konzentrierte.

E: Es wird so viel gelernt, was überhaupt nicht benutzt wird. Zum Beispiel das Imperfekt (= Präteritum, Anm. der Verfasserin), das wird kaum benutzt bei uns in Österreich, das ist so eher Deutsch... Wir sagen nicht ich aß, ich saß, sondern ich bin gesessen, ich bin gegangen...manchmal, wenn ich dieses

*Imperfekt benutzen soll, weiß ich selber fast nicht, was die richtige Form ist...ich saß? - zum Beispiel.*⁷

Analyse:

Es wird hier der Unterschied in Benutzung von Vergangenheitstempora bemerkt. Der Sprecher kommentiert die Tatsache, dass in Österreich kaum Präteritum verwendet wird und ordnet die präteritalen Formen sogar als „*eher Deutsch*“ ein. Er bewertet stark negativ, dass seine Freundin, die nach Wien gehen will, die bundesdeutschen grammatischen Normen lernt, die ihr aber E's Worte nach gar nicht von Nutzen sein und zudem noch als fremd empfunden werden. Seine kritische Aussage verbirgt einen Vorschlag zur Verbesserung der Lage, der allerdings nicht ausgesprochen wird. Er würde sich wünschen, dass nur das gelernt wird, was für die kommunikative Kompetenz im gegebenen Land von Nöten bzw. Nutzen wäre und daher sollte es dabei auch zwischen den Varietäten einer Sprache unterschieden werden. Diese Maßnahme kann hier aber natürlich nicht durchgeführt werden, da eine Änderung des DaF-Unterrichts die Miteinbeziehung der Makroebene verlangt. Die Institutionen, die dafür zuständig sind, müssten also zuerst von ähnlichen Aussagen mehrerer Personen ausgehen und erst dann einen Vorschlag herausarbeiten, der als Maßnahme zur Beseitigung dieses Problems diene. Der Sprachmanagementprozess bricht in diesem konkreten Fall bei der negativen Bewertung ab.

6.1.4 Zusammenfassung

Alle oben angeführten Interaktionen beziehen sich auf Differenzen zwischen der österreichischen und der bundesdeutschen Varietät des Deutschen. Die zwei ersteren behandeln die *Aussprache*, die zweite dazu noch die *lexikalischen Varianten*. Das dritte Gespräch bezieht sich dann auf *grammatische Unterschiede*.

Lediglich im ersten Gespräch durchlief der Sprachmanagementprozess alle seine Stadien und endete erst bei der Implementierung. In den übrigen kam es höchstens zur Bewertung. Alle Differenzen, die bewertet wurden, erhielten eine negative Markierung, wobei diese in der ersten Interaktion nur leicht negativ, bei den anderen stark ablehnend

⁷ s. Anhang II/5)

war. Dies hängt wohl auch mit der Problematik der Identität bzw. Gesichtsbewahrung zusammen. Während das erste Gespräch nur scherzhaft geführt wurde, behandelten die zwei darauf folgende eine für die Sprecher ernste Thematik. Die Deutsche aus 6.1.2 war die einzige Deutsche in ihrem Freundeskreis, außerdem in ihrer Position – als deutsche Studierende in Österreich – in Position einer Minderheitsangehörigen. Da sie aber über Korrektheit ihrer Aussprachevariante von *Giraffe* fest überzeugt war und diese auch mit ihrer sprachlichen Identität zusammenhing, wehrte sie sich gegen die Variante, die sie als sozusagen die Korrektheit verletzende empfand. Dass der Österreicher aus diesem Gespräch auch nicht so reagierte, zeigt nur, dass er sich nicht bedroht fühlte, sei es nun wegen der Tatsache, dass er sich in Österreich befand oder dass er sich der Variation bewusst ist und alle Varianten für gleichwertig hält. In der dritten Interaktion ergab sich die negative Bewertung, diesmal bei dem Österreicher *E*, aus einem Gefühl der Bedrohung durch die bundesdeutsche Varietät, die im DaF-Unterricht bevorzugt bzw. als die einzige berücksichtigt wird und daher ihre Machtposition zu Ungunsten der österreichischen Varietät ausübt. Von Interesse wäre, zu der dritten Interaktion eine Aussage eines bundesdeutschen Muttersprachlers zur Verfügung zu haben, der sich auch zur Problematik der Vergangenheitstempora bzw. zum DaF-Unterricht äußern würde, denn so könnte ein Vergleich in Wahrnehmung dieser Problematik durchgeführt werden. Wie die österreichische Varietät im DaF-Unterricht behandelt wird sowie Verbesserungsvorschläge seitens Österreichs beschreibt beispielsweise Muhr (vgl. z.B. Muhr 2001a:97-108).

6.2 Unseren Dialekt versteht niemand

6.2.1 Jausen ma mal!

Dieses Gespräch stammt aus Graz, vom 12. 2. 2011. Die Hauptakteure sind zwei Grazer, mit denen die Verfasserin dieser Arbeit in einem Gasthaus zu Mittag essen war. Der eine davon – ein frischgebackener Betreuer von ausländischen Studenten, wird im Gespräch als *Ch*, sein guter Freund dann *H* bezeichnet. Beide kommen aus der Umgebung von Graz. Da *Ch* gerade von seinem eigenen Auslandssemester zurückgekehrt ist und die Verfasserin (*P*) soeben ihr Erasmus-Semester antrat, wandte sich auch das Gesprächsthema in diese Richtung. *Ch* reflektiert seine frischen Erfahrungen mit der Kommunikation mit Muttersprachlern aus Deutschland.

Ch: Jause... Verstehst du Jause?

P: Ja, klar, das kenn' ich.

Ch: Weil – die Deutschen verstehen das nicht.

H: Wieso? Ah ja, die Brotzeit. Aber manche Deutschen verstehen es wirklich nicht, wenn wir schnell reden, die schnappen die Worte und etwas verstehen sie wirklich überhaupt nicht, wenn wir normal reden. Aber es ist so ganz normal, da ist der Dialekt schon so eingepägt.

P: Na ja, wenn man Dialekt spricht, dann haben die, die einen anderen Dialekt sprechen oder hochsprachlich reden, keine Chance.

Ch: Hast du schon mal einen Kärntner gehört?

P: Nein.

Ch: Hier in der Steiermark studieren viele Kärntner und die versteht keiner.⁸

Analyse:

Am Anfang dieses Gesprächs wird von den beiden Muttersprachlern bemerkt, dass es – hier konkret bei dem Wort *Jause* – Unterschiede im österreichischen und bundesdeutschen Deutsch gibt. Während aber *Ch* seine Verwunderung darüber äußert, dass Deutsche das Wort nicht kennen, da ihm die nationale Begrenzung dieses Wortes erst neulich aufgefallen ist, zeigt sich der zweite Proband als erfahrener. Er nennt eine äquivalente bundesdeutsche Sprachvariante – die *Brotzeit*. Interessanterweise handelt es sich um eine Variante, die im Duden (2007:336) als *landschaftlich*, also nicht standardsprachlich markiert ist. Eine nähere regionale Bestimmung liegt allerdings nicht vor.

Die Unterschiedlichkeit beider lexikalischen Varianten wird nicht bewertet. Dies im Gegensatz zur negativen Bewertung der Tatsache, dass Deutsche Probleme mit dem Verstehen der österreichischen Varietät hätten, auch wenn diese „normal reden“ würden. Diese Feststellung wird dadurch erklärt, dass die Sprache in Österreich sehr stark vom Dialekt geprägt sei, was gleich an dem Beispiel des Kärntnerischen demonstriert wird, welches angeblich niemand verstehe. Diese Aussage verwundert

⁸ s. Anhang II/5)

allerdings nicht mehr, wenn man bedenkt, dass die Kärntner Mundart zusammen mit beispielsweise dem Tiroler Dialekt in die südbairische Dialektgruppe gehört (vgl. Scheuringer 1997:334). Es unterscheidet sich also von dem eher mittelbairisch geprägten steirischen Substrat im zentralen Teil der Steiermark. Dazu kommt, dass Kärnten in direkter Nachbarschaft zu Graz liegt und viele junge Kärntner nach Graz studieren gehen. Durch den unmittelbaren Kontakt mit ihnen werden die Unterschiede in den Sprechweisen viel stärker wahrgenommen. Anhand eines solchen extremen Beispiels wird dann die Dialektprägnanz des österreichischen Deutsch betont. So wird aber die österreichische Varietät auf das Niveau des Dialektes gestellt und mit der Aussage „*da ist der Dialekt schon so eingepägt*“ wird überhaupt behauptet, dass Deutsche deshalb nicht verstehen, weil Österreicher Dialekte sprechen. Der Kärntner Dialekt sei dann nicht einmal für Österreicher verständlich. Es ist allerdings anzunehmen, dass die Sprechweise der Kärntner in Graz vor allem anhand ihrer unterschiedlichen Aussprache als unverständlicher Dialekt eingeordnet wird. Denn dass Kärntner in der Kommunikation mit Steirern tatsächlich auf ihre Mundart bestünden, ist eher unwahrscheinlich. Bestätigungen dieser Annahme finden wir hier allerdings nicht.

Die Bezeichnung des österreichischen Deutsch als eines Dialekts ist eine bewertende Aussage, denn so wird das österreichische Deutsch neben alle anderen Dialekte gestellt und dadurch im Verhältnis zum Standarddeutsch herabgestuft. Möglicherweise wird dadurch die Fähigkeit der Österreicher, einen Standard zu sprechen, sogar ganz abgelehnt: In beiden Fällen wird somit das österreichische Deutsch als inkorrekt markiert. Es handelt sich daher um eine negative Bewertung des Statutes bzw. der Korrektheit der österreichischen Varietät.

6.2.2 Pass dich doch an!

Auch dieses Gespräch spielte sich in Graz ab, und zwar nur ein paar Minuten nach dem vorigen. *Ch* kehrt im Rahmen seiner Auslegungen von Schwierigkeiten in Kommunikation mit Deutschen während seines Auslandssemesters in Zagreb zu unserem gestrigen Treffen zurück, bei welchem auch *Se* aus Graz anwesend war. Sie war nämlich mit *Ch* in Zagreb. Ansonsten bleiben die Situation sowie die Akteure wie oben.

Ch: Hast du gestern die Se verstanden?

P: Ja, also, wie sie mit mir gesprochen hat, schon.

Ch: Also, ich passe mich immer an, aber sie, wo wir in Zagreb waren und sie mit Deutschen gesprochen hat...immer so, Steirisch...die haben sie kaum verstanden und sie hat sich überhaupt nicht angepasst.⁹

Analyse:

Auch in dieser Kurzinteraktion wird das Problem der Verständlichkeit der österreichischen Varietät für Deutsche bemerkt, diesmal steht es aber nicht im Vordergrund. Es wird vor allem das Sprachverhalten von *Se* kritisiert, die sich in der Kommunikation mit Deutschen anders verhielt, als es *Ch* für angemessen hielt. Er wirft ihr vor, dass sie sich nicht an die bundesdeutsche Varietät anpasste, wenn sie doch sehen musste, dass sie nicht verstanden wurde. Außer dieser Mitteilung wird allerdings nichts dagegen unternommen, zumindest geht das aus diesem Gespräch nicht hervor. Von Seiten *Se* sind alle Maßnahmen zur Beseitigung des Problems ausgeblieben, womit sie die Erwartungen von *Ch* verletzte. Es stellt sich allerdings die Frage, warum sie sich so verhielt. Es bieten sich gleich vier Erklärungen an. Möglicherweise ist *Se* dieses Problem überhaupt nicht aufgefallen und so wäre es nur logisch, dass der Sprachmanagementprozess nicht eingetreten ist. Die zweite Möglichkeit wäre, dass *Se* zwar die Schwierigkeiten der Deutschen bemerkt hatte, diese aber schlicht ignorierte und hat sie daher auch gar nicht bewertet. Die dritte und vierte Möglichkeit rechnet dann schon mit einer Bewertung: Diese mag entweder positiv gewesen sein und dann wäre es eben deswegen zu keinen Maßnahmen gekommen, weil sie die Gleichwertigkeit der österreichischen Varietät mit der deutschen signalisieren wollte. Oder war die Bewertung zwar negativ, *Se* wusste sich aber nicht zu helfen, da ihre linguistische Kompetenz – also die Kenntnis der bundesdeutschen Varietät – nicht vorhanden war. Aus welchem der Gründe auch immer, ist der Machfaktor bei ihr nicht zum Ausdruck gekommen, der aber wiederum bei *Ch* als wichtig gilt. Seine Kritik an *Se* setzt nämlich voraus, dass man sich als Österreicher dem Deutschen gegenüber, der von ihm somit größere Autorität erhält, unbedingt anpassen soll und nicht umgekehrt. Dabei spielt für

⁹ s. Anhang II/5)

ihn die kommunikative Komponente die wichtigste Rolle, er will vor allem verstanden werden und reibungslose Kommunikation führen.

In der Fortsetzung des Gesprächs behauptet *Ch* sogar, dass die Anpassungsmaßnahmen bei ihm bis zum gewissen Aneignen der bundesdeutschen Varietät geführt haben. Diese Mitteilung lautet wie folgt:

Ch: (skeptisch) Ich rede jetzt, na ja... wie ich vor paar Tagen zurück nach Hause gekommen bin, hab so... gesprochen. Alle haben sich gewundert, wie ich rede. Aber ich hab in Zagreb oft mit Deutschen geredet und passe mich halt schnell an, hab das Steirische fast vergessen.¹⁰

Anhand dieser *Ch*'s Selbstbewertung könnte man in Anknüpfung auf die vorige Problematik von einer gewissen Implementierung sprechen, wobei es sich natürlich um ein subjektives Gefühl des Sprechers handelt. Er belegt es mit Verwunderung seiner Familie und Freunde über seine veränderte Sprechweise. Aus dem Satz „*hab das Steirische fast vergessen*“ und vor allem aus der nicht gerade begeisterten Aussage – „*Ich rede jetzt, na ja...*“ – lässt sich ableiten, dass er die Implementierung des bundesdeutschen Deutsch nicht besonders positiv bewertet, zumindest jetzt nicht mehr, nach seiner Rückkehr in die Heimat.

6.2.3 Oh ja, das geht sich noch aus!

Dieses Gespräch ist am 26. 5. 2011 am Nachmittag in Graz entstanden. Die Verfasserin saß mit *Ch* in einem Café im Grazer Stadtpark. Es handelte sich um ein Treffen nach einer langen Zeit und daher wurde auch ein Gespräch über alles Mögliche geführt. *Ch* fragte unter anderem nach Fortschritten mit der Diplomarbeit und so fiel ihm plötzlich eine damit zusammenhängende Situation ein.

Ch: Als ich jetzt vor einiger Zeit nach Zagreb gefahren bin, bin ich mit einer Deutschen mitgefahren und wir haben eine Zeit ausgemacht und ich hab ihr ein SMS geschrieben: „Ja, das geht sich locker aus, kein Problem.“ Und sie hat

¹⁰ s. Anhang II/6)

*mir dann zurückgeschrieben, was das heißt, dass es sich ausgeht. Sie hat das ganze SMS nicht verstanden. Das ist mir aber nie eingefallen, dass es jemand nicht verstehen kann. Ich hab es davor als allgemein Deutsch betrachtet!*¹¹

Analyse:

Ch ist wohl zum ersten Mal an die länderabhängige Spezialität des Verbs „sich ausgehen“ gestoßen. Dieses Verb existiert tatsächlich nur im österreichischen Deutsch, im Duden (2007:215) wird es als *österreichisch umgangssprachlich* markiert und dieselbe Praxis betreibt auch das ÖWB (2009:75). Dabei handelt es sich um ein sehr gebräuchliches Wort, das in vielen Kontexten universal zur Bezeichnung der Tatsache verwendet wird, dass es noch genug Platz, Zeit oder eine ausreichende Menge von etwas gibt (vgl. ebenda). Dafür muss man im bundesdeutschen Deutsch je nach dem konkreten situativen Kontext sowie der stilistischen Ebene zwischen beispielsweise *hinbekommen, hinhauen, klappen, ausreichen* usw. wählen. Die praktische Universalität des Wortes kann den Probanden wohl dazu verführt haben, es für „*allgemein Deutsch*“ zu halten. Die Feststellung, dass dem nicht so ist, hat ihn offensichtlich negativ überrascht und daher bewertet er auch die gesamte Situation negativ. Die angeschriebene Deutsche hat nachdem, was wir aus diesem Gespräch herauslesen können, ein ihr unbekanntes Wort erkannt und diese Tatsache wohl auch negativ bewertet, da sie nachfragen musste, was damit *Ch* überhaupt meint und somit unternahm sie Maßnahmen zur Beseitigung des sprachlichen Problems. Von weiteren Schritten des Sprachmanagementprozesses (beispielsweise einer Implementierung des Verbs seitens der Deutschen) ist in *Ch*'s Mitteilung keine Rede mehr, wobei es wahrscheinlich ist, dass er die Bedeutung erklärte und ihr somit das neue Wort beibrachte.

Ch benutzte in dieser Aussage einen typischen Austriazismus, nämlich *das SMS*. Im ÖWB (2009:599) steht das neutrale Genus sogar an erster Stelle, im bundesdeutschen gilt hingegen nur *die SMS* (vgl. Duden 2007:1554).

¹¹ s.Anhang II/15)

6.2.4 Zusammenfassung

Diese drei Interaktionen hatten zum Hauptthema Probleme der Deutschen mit dem Verstehen des österreichischen Deutsch, die in allen Fällen negativ bewertet wurden. Alle Probanden waren in diesem Fall Österreicher, der Hauptakteur in allen Gesprächen war *Ch*. In den meisten Fällen endete der Sprachmanagementprozess bereits bei der negativen Bewertung. Im der dritten Interaktion erfahren wir von Maßnahmen seitens der deutschen Mitfahrerin. Im Teil des zweiten Gesprächs kommt es sogar bis zur (zumindest deklarierten) Implementierung, und zwar der bundesdeutschen Varietät von dem Österreicher *Ch*. Dass es bei der Implementierung allerdings wohl eher um *Ch*'s subjektives Gefühl handelt, zeigen die Interaktionen 6.2.1 und 6.2.3, in welchen er immer über die Unkenntnis eines bestimmten Austriazismus seitens der Deutschen überrascht ist bzw. sich der Tatsache, dass es sich um ein österreichisches Spezifikum handelt, überhaupt nicht bewusst ist.

Das erste Gespräch bestätigt zudem die Information in *Muhr (2003:207)*, dass sich Österreicher als Sprecher der A-Varietät einer plurizentrischen Sprache der Gleichwertigkeit dieser mit der D-Varietät nicht bewusst sind und „*im Bezug auf die Richtigkeit der eigenen Normen eine starke Unsicherheit*“ aufweisen.

6.3 Österreichisch ist unverständlich

6.3.1 Ich verstehe euch einfach nicht!

Dieses Gespräch wurde Ende Juli 2010, auf einem Pfadfinderlagerplatz im Bundesland Salzburg erhoben. Es kommen jährlich Pfadfinder aus allen Ländern der Welt dahin, um da ihre Pfadfinderlager zu veranstalten. Außerdem gibt es noch das so genannte Team, eine ebenso international gemischte Gruppe, die den ganzen Lagerplatz betreut. Die meisten Teammitglieder sind wegen der geographischen Lage normalerweise Österreicher, der gemeinsamen Sprache wegen kommen aber auch viele Deutsche ins Team. Dabei sind es sehr häufig Norddeutsche, die keine Erfahrung mit der österreichischen Varietät haben und in der Regel an ersten Tagen ihres Aufenthaltes ziemlich ratlos sind. So ist dem auch in dieser Interaktion. In ein überwiegend österreichisches Team sind zwei Rheindeutsche gekommen und hatten anfangs große Verständnisprobleme, was auch in dieser Interaktion reflektiert wird. *T* ist Deutscher,

der sich im Folgenden über seine Verständnisprobleme beklagt, *M* ist Österreicher aus Wien, der in dieser Woche der Leiter des Lagerplatzes sowie des Teams war. Am Abend, nach dem durchgearbeiteten Tag saßen *T* und *M* beim Bier und *M* fragte die Neulinge (*T* und seine Freundin), wie es ihnen hier denn gefalle. Daraus ergab sich also folgendes Gespräch.

T: Das ist ja Wahnsinn, ich verstehe euch (gemeint sind Österreicher, Anm. der Verf.) zum Teil überhaupt nicht.

M: Ist das so schwer?

T: Na ja, manche Wörter verstehe ich überhaupt nicht, und wenn ein Wiener anfängt zu reden, verstehe ich vielleicht jedes fünfte Wort. Und muss mich noch ganz viel konzentrieren.¹²

Analyse:

Das hier angesprochene Problem ist klar. *T* registrierte die Unterschiedlichkeit beider Varietäten, explizit erwähnt er die Unterschiede im Wortschatz und bewertet die Tatsache, dass er nicht versteht, eindeutig negativ. Als einzige Maßnahme zur Beseitigung des Problems schlägt er eine erhöhte Konzentration beim Zuhören vor, wobei sich auch das als unzulänglich erweist, da er konstatiert, dass er manchmal sogar nur „*jedes fünfte Wort*“ versteht. Da spricht er allerdings schon von Wienern und in diesem Fall ist es sehr wahrscheinlich, dass es sich um einen Dialekt handelt. Die Praxis im Team sieht nämlich so aus, dass immer, wenn sich eine größere Gruppe von Wienern zusammentut (und in der Zeit waren viele Wiener anwesend) sprechen sie untereinander im Wiener Dialekt, ohne Rücksicht auf andere zu nehmen.

Der Sprachmanagementprozess, der sich anhand des Gesagten beschreiben lässt, endet also mit einer negativen Bewertung bzw. mit der unzulänglichen Maßnahme – Konzentration. Man könnte dieses ganze Gespräch allerdings auch als eine gerade praktizierte Maßnahme sehen, also quasi als eine indirekte Ermahnung – dass *T* durch seine Beschwerden die Österreicher dazu bewegen möchte, dass sie sich in der Kommunikation mit ihm mehr Mühe geben sollten.

¹² s. Anhang II/1)

Appliziert auf die Verteilung der plurizentrischen Sprachen in A- und D-Varietäten erscheint T's Verwunderung über sprachliche Unterschiede als musterhaft. Er hatte kaum Ahnung gehabt, dass es überhaupt irgendeine nationalen Varietäten gibt und ist nun überrascht, dass dem so ist. Die Unkenntnis der A-Varietät sei eines der typischen Merkmale der Sprecher der D-Varietät (vgl. Muhr 2003:206).

6.3.2 Du musst dich halt an die Sprache gewöhnen

Dieses Gespräch stammt von einem Treffen mit einer deutschen Erasmus-Studentin, die zum selben Zeitpunkt wie die Verfasserin in Graz war. Für den Abend am 18. 3. 2011 war ein Treffen in der Stadt in einer Weinstube verabredet. Da es sich um ein Gespräch nach einer relativ langen Zeit handelte, wurde über verschiedene Themen gesprochen. Die deutsche Auslandsstudentin (im Weiteren *Si*) ist wie viele andere deutsche Studenten für das Erasmus-Semester deshalb nach Österreich gegangen, damit sie kein Englisch, mit dem sie sich nicht ganz sicher war, benutzen musste. Die Wahl Österreichs lag wegen der gemeinsamen Sprache nahe. Nun kam aber im Gespräch bald die Rede auf ihre Probleme mit dem österreichischen Deutsch, vor allem an der Universität.

Si: Ja, manche Professoren sprechen sogar im Unterricht so ... das ist Wahnsinn... Wir haben einen und der spricht teilweise so schnell, ich frage dann meinen Nachbarn ... einen Deutschen, weil ich nicht verstanden hab' und er meinte, ja, da musst du dich erstmal an die Sprache gewöhnen.¹³

Analyse:

Si beschwert sich über die Unterschiedlichkeit beider nationalen Varietäten, die sie nicht ganz einordnen kann und wohl als Sprecherin der D-Varietät des Deutschen (vgl. oben) nicht erwartet hat. Das einzige konkrete Problem, das im Gespräch direkt genannt und negativ bewertet wird, ist die Tatsache, dass ein österreichischer Professor zu schnell spricht. Sie weiß sich in dieser Situation nicht viel zu helfen, weil sie solchen Problemen mit ihrer Muttersprache an der Universität zum ersten Mal begegnet ist. Das

¹³ s. Anhang II/11)

einzigste, was sie dagegen unternehmen kann, ist, dass sie sich an ihren Kommilitonen wendet, woraufhin sie wohl auch die richtige Übersetzung bekommt. Das wird hier aber nicht explizit ausgedrückt. *Si* erwähnt stattdessen, dass der Kommilitone, der als Deutscher wohl aus eigener Erfahrung spricht, ihr die einzige mögliche Maßnahme gegen die unangenehme Situation vorschlug: Man muss sich an das österreichische Deutsch gewöhnen. Der Sprachmanagementprozess endet also mit der Stufe der Maßnahmen, indem sich *Si* an ihren Nachbarn wendet. Und auch er schlägt eine Maßnahme vor. Zur Implementierung, was in diesem Falle tatsächliches Gewöhnen an die fremde Varietät wäre, ist es bei *Si* (noch) nicht gekommen.

6.3.3 Österreicher reden penetrant!

Auch dieses Gespräch präsentiert eine Meinung eines Deutschen. Es spielte sich am 5. 10. 2012 in Prag ab. Der Proband ist *B*, Deutschlehrer, der in derselben Sprachschule wie die Verfasserin unterrichtete. Er kommt aus Hamburg, also einem Norddeutsch geprägten Gebiet und lebt seit einiger Zeit in Prag. Die Interaktion entstand ganz zufällig, als *B* in der Verfasserin auch eine Deutschlektorin erkannte und sich vorstellte. Es wurden die üblichen Informationen wie Herkunft, Arbeit usw. ausgetauscht. Bezüglich der Herkunft entwickelte sich folgendes Gespräch.

B: Und du bist ... aus Österreich?

P: Aus Tschechien...

B: Aha, du hast aber so einen ... österreichischen Tonfall.

P: Komisch. Nein, eigentlich ist das gut. Ich bin oft in Österreich, aber da ich jetzt ein Semester in Deutschland war, hab' ich mir gedacht, ich hätte den Akzent schon verloren.

B: Nein. Aber es ist schön. Wenn's noch ein bisschen mehr wäre, könnte das penetrant sein, aber so ist das sogar schön.

P: Penetrant?

B: Na ja, ich meine, wenn man dann nicht mehr versteht und so.¹⁴

¹⁴ s. Anhang II/21)

Analyse:

In diesem Gespräch sind mehrere Bewertungen im Spiel. Der (vermutliche oder tatsächliche) spezifische Tonfall der Gesprächspartnerin wird bemerkt und als schön bewertet. Das aber nur dank dessen, dass er nicht allzu stark ist. Einen stark geprägten österreichischen Akzent findet *B* wiederum sogar *penetrant* und bewertet ihn daher negativ. Man möchte auf den ersten Blick meinen, dass sich *penetrant* auf einen unangenehmen Klang des österreichischen Deutsch bezieht. Zumindest *P* dachte in diese Richtung, auf eine Erklärung des Wortes *penetrant* zielte auch ihre Nachfrage ab. Es stellte sich heraus, dass damit aber in erster Linie nicht eine unangenehme Sprachmelodie, sondern Verständnisprobleme gemeint wurden. *B* bewertet also eine leicht österreichisch geprägte Aussprache positiv, negativ bewertet er, wenn er nicht mehr gut verstehen kann. Die negative Bewertung verrät, dass *B* bereits in Kontakt mit der österreichischen Varietät kam; seine Erfahrungen scheinen aufgrund des gesagten nicht gerade die besten gewesen zu sein. Jedenfalls bricht der Sprachmanagementprozess mit den Bewertungen ab.

6.3.4 Zusammenfassung

Alle drei Gespräche haben gemeinsam, dass ihre Hauptakteure Deutsche sind. Die zwei Probanden (*T* und *Si*) aus 6.3.1 und 6.3.2 sind zum ersten Mal in Österreich und sind über die Tatsache überrascht, dass sich die deutsche Sprache in Österreich sowie der Sprachgebrauch in der Praxis von der ihnen bekannten Varietät so unterscheiden. *T* beschwert sich dann hauptsächlich über den Wortschatz, *Si* über die Geschwindigkeit des Sprechens. Der dritte Proband *B* war schon offensichtlich in Österreich und hat den ersten Schock aus dem Nicht-Verstehen bereits durchgemacht, was ihn höchstwahrscheinlich dazu brachte, die österreichische Varietät als *penetrant* zu bezeichnen. Daher endet der Sprachmanagementprozess mit einer negativen Bewertung, falls man zu viel, jedoch mit einer positiven Bewertung, falls man angemessen mit österreichischem Akzent spricht. In den ersten zwei Interaktionen kommt es in gewisser Weise auch zu Maßnahmen. Im Gespräch mit *T* stellt sie erst das ganze Gespräch dar, in der zweiten kämpft *Si* mit der ungünstigen Situation so, dass sie sich an ihren Nachbarn wendet; dieser schlägt auch eine mögliche Maßnahme vor – sich an das österreichische Deutsch zu gewöhnen.

6.4 Ach, die Kärntner

6.4.1 ...die verstehen mich so schlecht!

Dieses Gespräch ereignete sich am Abend, den 16. 3. 2011 in Graz während einer Busfahrt vom Sportkurs nach Hause. Der Hauptakteur (C) kommt nämlich aus Kärnten. Daraus ergab sich das Thema, warum Kärntner in Graz so unbeliebt seien und ob er persönlich damit Probleme habe. Auch wenn sich C sehr bemühte, so deutlich wie möglich zu sprechen, musste die Gesprächspartnerin (die Verfasserin dieser Arbeit) immer wieder nachfragen, was er gerade gesagt habe. Somit wurden auch die Verständnisschwierigkeiten angesprochen und C gab zu, dass er diesem Problem, nicht verstanden zu werden, relativ häufig begegnet.

C: Ich bin Assistent auf der Uni und wir haben einen deutschen Professor... und dann noch einen ... und die verstehen mich so schlecht! Muss etwas sogar dreimal wiederholen!¹⁵

Analyse:

Es sollte gesagt werden, dass es C während des abgelaufenen Gesprächs im Bus nicht viel störte, alles mehrmals zu wiederholen. Trotzdem bewertet er die mangelnde Verständnisfähigkeit seitens der deutschen Professoren als leicht negativ. Dieses Nicht-Verstehen bestand aber der Beobachtung der Gesprächspartnerin nach vielmehr in der regional bzw. dialektal geprägten Aussprache. C hat mit ihr (und somit vermutlich auch mit den Professoren aus Deutschland) keinen Dialekt gesprochen, da hätte er sich schließlich auch nicht wundern können, dass man ihn nicht versteht. Als eine Maßnahme gegen das beschriebene Problem führt er das mehrfache Wiederholen des Gesagten an. Er fühlt allerdings keine Notwendigkeit, seine Aussprache zu verändern. Mehrfaches Wiederholen reicht wohl aus und stört ihn anscheinend auch nicht besonders. Somit wird auch die letzte Stufe des Sprachmanagementprozesses, die Implementierung, erreicht. Das heißt in diesem Fall, er wird am Ende doch meistens verstanden.

¹⁵ s. Anhang II/10)

6.4.2 Überall wird anders gesprochen

Auch dieses Gespräch betrifft in gewisser Weise die kärntnerische Problematik. Es ereignete sich am 11. 3. 2011 in Prag im Rahmen der PRAGESTT (Prager germanistische Studententagung). Die Zusammenstellerin dieser Arbeit kam ins Gespräch mit einer Österreicherin, die in Salzburg studiert (im Weiteren als *S* bezeichnet), weil sich diese durch das von der Verfasserin angesagte Referatsthema angesprochen fühlte. Am Vorabend des Referats beim Konferenzabendprogramm fragte sie also, worüber das Referat sein wird, da es sie, als Österreicherin, sehr interessiere. Nach den üblichen Erklärungen des Themas kam dann die Rede auf die Problematik des Verstehens und der Unterschiedlichkeit zwischen den nationalen Varietäten.

S: ...also, ich spreche eigentlich keinen Dialekt ... denke ich mir ... vielleicht schon ein bisschen ... na, aber nicht wirklich ... Ich wohne eigentlich in Deutschland, in X, also gleich an der Grenze. Und ich hab' gleich als Kind gemerkt, dass es Unterschiede gibt, in dem, was man dort spricht, oder dann in Salzburg. Und dann noch in Kärnten. Manchmal mache ich Übersetzerin ... für die Deutschen aber auch Österreicher, weil die das Kärntnerische nicht verstehen... Meine Mutter ist nämlich aus Kärnten. Also ich hab mit zehn Jahren angefangen, ganz bewusst das Kärntnerische zu lernen.¹⁶

Analyse:

S bemerkte bereits in ihrer Kindheit die sprachlichen Unterschiede, die die deutsch-österreichische Grenze ausmacht, womit sie im Prinzip die Existenz des Plurizentrismus auch in der Praxis bestätigt. Sie bewertet die Tatsache aber entweder nicht oder neutral.

Gleich danach gerät sie jedoch auf die regionale bzw. dialektale Ebene, indem sie das negativ bewertete Problem erwähnt, dass das Kärntnerische für fremde Leute und sogar Österreicher selbst schwer zu verstehen ist. Für sich löste sie es den eigenen Worten nach so, dass sie den Dialekt bewusst erlernt habe. Dabei scheint sie erfolgreich gewesen zu sein, da sie nun manchmal als Vermittlerin zwischen den Kärntnern und den Anderen fungieren kann, wie sie sagt. In diesem Fall lässt sich vom kompletten

¹⁶ s. Anhang II/9)

Sprachmanagementprozess sprechen, da dem Gesagten nach sogar die Implementierung des Kärntnerischen vorliegt. Eine solche Implementierung setzt das Erfüllen von zwei Bedingungen voraus: die negative Bewertung der Tatsache, dass Nicht-Kärntner das Kärntnerische nicht verstehen können; und eine positive oder zumindest neutrale Bewertung der sprachlichen (regionalen sowie nationalen) Variation. Beides scheint erfüllt zu sein und so konnte es bis zum Aneignen des kärntnerischen Dialekts seitens *S* kommen.

6.4.3 Kärntner reden Dialekt, auch wenn sie Hochdeutsch sprechen

In dieser Interaktion handelt es sich um die Fortsetzung des vorigen Gesprächs, die Situation sowie die Akteure bleiben dieselben. Es ist eine der wenigen Interaktionen, wo versucht wurde, das Gespräch ein wenig zu lenken, um wichtige Informationen herauszubekommen.

P: ...ich beschäftige mich eigentlich nur mit Hochdeutsch, das aber in Österreich und Deutschland unterschiedlich ist.

S: Hmm, in Österreich können das viele nicht... zum Beispiel einen Kärntner erkennst du gleich.

P: Können sie das wirklich nicht oder haben die nur eine andere Aussprache?

S: Also, die reden schon Hochdeutsch, aber an den langen Vokalen erkennst du das gleich, auch bei den Radiosprechern, auch wenn sie sich wirklich bemühen.¹⁷

Analyse:

In dieser Interaktion erklangen gleich zwei wichtige Bemerkungen. Erstens behauptet *S*, dass viele Österreicher kein Hochdeutsch sprechen können, was sich als eine negative Bewertung dieser Tatsache anhört. Die erste Behauptung demonstriert sie dann auch gleich am Beispiel der „problematischen“ Kärntner, die kein Hochdeutsch sprechen sollen. Als Begründung führt sie an, dass man sie nämlich gleich erkennt. Erst nach Nachfrage gibt *S* zu, dass Kärntner wohl doch Hochdeutsch sprechen, dabei aber

¹⁷ s. Anhang II/9)

einige Aussprachemerkmale nicht vermeiden können. Auch das bewertet *S*, die selber nur ein leicht österreichisch gefärbtes Deutsch sprach, als negativ.

Diese Aussage von *S* bestätigt allerdings die Annahme, die bereits bei den Interaktionen 6.2.1. und 6.4.1. angedeutet wurde. Dass also viele Kärntner vor allem anhand einer von der Mehrheit der Bevölkerung abweichenden Aussprache gleich als Dialektsprecher bezeichnet werden, auch wenn sie auf allen anderen sprachlichen Ebenen den Standard sprechen, ja sogar selber davon überzeugt sind, dass sie es tun. Möglicherweise ist die Aussprache auch einer der wichtigsten Gründe, warum Österreicher von Deutschen oft als Sprecher eines Dialekts bezeichnet werden.

6.4.4 Nein, uns versteht echt niemand

Auch diese Interaktion gehört noch zu der obigen, situationsmäßig hat sich nichts geändert. Lediglich das Thema wich in etwas andere Richtung ab. Es handelt sich zwar immer noch um die Verständnisprobleme, diesmal allerdings von einem etwas anderen Blickwinkel.

S: Die Österreicher verstehen die Deutschen, klar, wir haben's ja im Fernsehen. Aber die Deutschen verstehen die Österreicher nicht. Aber zum Beispiel die Vorarlberger, die verstehe ich auch nicht.¹⁸

Analyse:

S kommentiert die Tatsache, dass Deutsche die Österreicher in der Regel nicht verstehen (Was allerdings eine etwas zugspitze Aussage zu sein scheint.) und es werden auch Gründe erwähnt, warum Österreicher nicht das gleiche Problem mit Deutschen haben. Der Grund ist *S* nach das Fernsehen, welches, wie sich aus dem Gesagten ergibt, die bundesdeutsche Varietät in Österreich bekannt macht. Dies wird hier allerdings nicht weiter ausgeführt. Das einzige, was eine negative Bewertung erhält, ist die Mitteilung, dass Deutsche Österreicher nicht verstehen. Mit dem letzten Satz springt sie dann jedoch wieder auf die regionale Ebene hinüber, in dem sie ihre Probleme mit dem Verstehen des alemannisch geprägten Vorarlbergisch mit den Problemen der Deutschen

¹⁸ s. Anhang II/9)

mit der österreichischen Varietät vergleicht. Die negative Bewertung wird dadurch zwar etwas abgeschwächt, der Vergleich mit der bundesdeutschen Varietät einerseits und gleich darauf mit einem der auffallendsten österreichischen Dialekte andererseits zeigt wieder auf die Unsicherheit der Österreicher im Bezug auf den Status ihrer Varietät (vgl. dazu Muhr 2003:207).

6.4.5 Zusammenfassung

Bei allen oben dargestellten Interaktionen spielten die Aspekte der regionalen Variation eine wichtige Rolle. In den meisten Fällen handelte es sich um das bereits in 6.2.1. erwähnte Kärntnerische, im letzten Gespräch war es das Voralbergische. Anhand von Interaktionen 6.2.1., 6.4.1 und 6.4.4. entstand die Hypothese, dass eine Einordnung einer bestimmten Sprechweise als Dialekt oftmals nur aufgrund abweichender regionaler Aussprache geschieht. Dies hatte dann in den drei oben dargestellten Interaktionen zur Folge, in denen *S* die Hauptakteurin war, eine willkürliche Vermischung der nationalen Varietät mit Dialekt. In allen Gesprächen erklingt eine negative Bewertung der Tatsache, dass Deutsche die österreichische Varietät nicht bzw. nur mangelhaft verstehen. Nur bei zwei Gesprächen (6.4.1. und 6.4.2.) lässt sich über eine Implementierung sprechen.

6.5 Österreichisch ist sooo süß!

6.5.1 Ach, ich könnte stundenlang zuhören!

Dieses Gespräch stellt eine Fortsetzung des Geplauders beim Treffen mit *Si* am 18. 3. 2011 in Graz dar (vgl. 6.3.2.). Im Laufe des Abends wurde noch mehrmals das Thema der Unterschiede zwischen österreichischem und bundesdeutschem Deutsch angesprochen. Im Folgenden geht es um die Schwierigkeiten mit dem Verstehen der österreichischen Varietät. *P* steht wieder für die Gesprächspartnerin (und zugleich die Verfasserin) von *Si*.

P: Ich hab mich hier vor zwei Wochen mit meinem Buddy und seinen Freunden getroffen. Und die haben die ganze Zeit nur auf Steirisch geredet, ich hab echt große Probleme gehabt.

Si: Du, ich hab jetzt vor kurzem mit einem Österreicher gesprochen ... und es war so süß! Ich mag das sehr gerne, ich höre dann nur zu. Die sprechen teilweise so schnell, aber es ist so schön! Gut, ich hab teilweise Probleme mit Sächsisch ... und auch Bairisch, wenn die im Dialekt anfangen ... aber ich glaube, hier geht das auch ein bisschen in die Richtung Bairisch?

P: Ja, fast in ganz Österreich werden bairische Dialekte gesprochen.

Si: Ja, also wie gesagt. Und viele fragen mich auch. Nervt es dich nicht, dass die so schnell sprechen und du nicht verstehst? Aber ich sage: Nein, ich kann denen stundenlang zuhören und lächeln und schmunzeln. Es ist ganz niedlich. Aber ähnlich hab ich das auch mit Sächsisch oder Bairisch zum Beispiel. Da könnte ich auch lange zuhören.¹⁹

Analyse:

Si kommentiert hier wieder ihre Verständnisprobleme, diesmal aber aus einem völlig unterschiedlichen Blickwinkel. Auch hier findet sie es problematisch, dass Österreicher so schnell sprechen, alles andere – im Grunde die Sprechweise an sich – wird aber als *schön, süß, niedlich* bezeichnet, in diesem Kontext also durchaus positiv bewertet. Im Weiteren vergleicht sie diese Vorliebe für das österreichische Deutsch mit den ihr bekannten deutschen Dialekten, mit Bairisch und Sächsisch. Sie erkennt sogar die Verwandtschaft der österreichischen Varietät mit dem bairischen Dialekt. Somit stellt sie aber die österreichische Varietät auf das Niveau der Dialekte, wobei sie allerdings nicht explizit ausspricht, ob sie das österreichische Deutsch tatsächlich nur für einen Dialekt oder doch für eine Standardvarietät hält.

6.5.2 Aber das Österreichische hört sich ganz lustig an. Ich mag das.

Dieses Gespräch fand in Graz, am 6. 3. 2011 bei einer Stadtführung für Auslandsstudenten aus der ganzen Welt statt, die sich zur Führung in deutscher Sprache angemeldet haben. Die Stadtführerin gab an, sie käme aus Graz. Sie war zwar nicht unmittelbar am Gespräch beteiligt, ihre Redensart ist aber zu dem wichtigsten Gegenstand geworden. Die Hauptakteure in dieser Interaktion waren eine *KroatIn*, ein

¹⁹ s. Anhang II/11)

Deutscher aus Freiburg (G) und die Verfasserin (P). Zu dem Gesprächsthema kam es durch die Beschwerden der Kroatin darüber, dass sie der Stadtführerin nur mit Schwierigkeiten folgen kann.

P: Ach so, du warst hier schon im letzten Semester?

Kroatin: Ja, das ist auch schon meine zweite Stadtführung. Habt ihr unsere Stadtführerin gut verstanden?

P und G: Ja

Kroatin: Heute war das gut, das konnte man verstehen. Aber das letzte Mal haben wir einen Stadtführer bekommen und der hat die ganze Zeit nur auf Steirisch geredet. Und so hab ich die Führung noch einmal mitgemacht. Die erste war schrecklich, wir haben überhaupt nicht verstanden und haben die Deutschen gebeten, ob sie es für uns übersetzen. Aber die hatten auch Probleme und haben dann gesagt, dass sie manchmal überhaupt nicht verstehen.

G: Jaaa, so ist das. (lacht) Für mich ist das auch schwierig. Ich mein', ich verstehe, ich war auch schon vorher in Österreich, aber manchmal muss ich mich wirklich konzentrieren. Es gibt hier halt Wörter, die bei uns in Deutschland nicht gängig sind.

Kroatin: Hm, aber wenn ihr Schwierigkeiten habt, was sollen wir sagen, wenn es nicht unsere Muttersprache ist?

G : Ja, aber wir haben auch Probleme. Aber das Österreichische hört sich ganz lustig an. Ich mag das. Manche Österreicher, mit denen ich gesprochen hab', haben sogar behauptet, dass sie Hochdeutsch reden, und dabei war es ihr Dialekt, man konnte sie kaum verstehen.²⁰

Analyse:

Bei der Analyse wird nur von den Aussagen des deutschen Muttersprachlers ausgegangen, da es in dieser Arbeit um Sprachmanagement bei den deutschen oder österreichischen Muttersprachlern geht, und nicht etwa bei Ausländern. Wobei es aber

²⁰ s. Anhang II/8)

ein interessantes Thema für eine Studie wäre, sich die Probleme bzw. Nachteile und Vorteile des Deutsch-Erlernens in Österreich ausführlicher anzuschauen.

Der deutsche Muttersprachler berührt in dem Gespräch gleich drei für diese Untersuchung relevante Themen. Probleme mit dem Verstehen, Einstellung zur fremden Sprachvarietät und schließlich die damit zusammenhängende Einordnung in „Schubladen“ – Hochdeutsch oder Dialekt.

Der Muttersprachler gibt zu, dass es sogar für ihn, der schon in Österreich war, manchmal schwierig ist, österreichisches Deutsch zu verstehen, wobei er aber nicht spezifiziert, welche Sprachebene (Standard, Umgangssprache bzw. Dialekt) dies betrifft. Diese Tatsache, dass man österreichisches Deutsch nicht so leicht versteht, bewertet er als *schwierig*, also negativ. Er sagt, sogar er müsse sich manchmal „*wirklich konzentrieren*“, was auch seine Maßnahme zum Lösen dieses Problems zu sein scheint. Daraufhin ergänzt bzw. erklärt er die Ursachen dieses Problems; seiner Meinung nach ist in erster Linie der teilweise *unterschiedliche Wortschatz* daran schuld. Dies wird aber nicht weiter bewertet. Im Weiteren bewertet er die Tatsache nicht ganz positiv, dass er manche Österreicher, mit denen er sprach, kaum verstanden habe, auch wenn diese „*behauptet [haben], dass sie Hochdeutsch reden*“. Hier geht es wohl nicht mehr nur um rein lexikalische Unterschiede. Es geht daraus allerdings nicht hervor, ob die Österreicher wirklich einen Dialekt gesprochen haben oder ob sie den Standard mit regionaler Aussprache benutzten. Jedenfalls wird auch hier die Tatsache, dass man in einer solchen Situation die österreichischen Muttersprachler nur schlecht verstehen konnte, negativ bewertet.

Was dagegen durchaus positiv bewertet wird, ist der Klang der österreichischen Varietät, der *lustig* sei und den unser Muttersprachler mag. Wobei nicht ganz eindeutig ausgedrückt wird, was dieser „Klang“ oder genauer der Ausdruck „*das Österreichische hört sich ganz lustig an*“ bezeichnet. Die Aussprache, die Sprachmelodie oder die Varietät als ein Ganzes mit allen sprachlichen Ebenen, die Lexikalische mit einbezogen? Jedenfalls wird aber die Unterschiedlichkeit des „Österreichischen“ von der bundesdeutschen Varietät bemerkt. Aus der Sicht der Existenz von nationalen Varietäten des Deutschen ist von Bedeutung, dass die österreichische Varietät von G als „Österreichisch“, also als *eine* Varietät bezeichnet wird, wobei sie für ihn eher auf einer Ebene mit dem Dialekt zu sein scheint. Dies würde auch Muhrs (2003:206)

Beschreibung der Sprecher der D-Varietäten entsprechen, welche nämlich oft die regionale und nationale Variation nicht auseinander halten können.

6.5.3 Österreichisch ist ein schöner Dialekt

Auch dieses Gespräch hat *G*, den deutschen Erasmus-Studenten zum Hauptakteuren. Es fand am 3. 3. 2011 in Graz statt, nur ein paar Tage nach dem Beginn des Semesters. Und da *G* der Mitbewohner der Verfasserin dieser Arbeit war, kam es zu einem zufälligen Treffen beim Vorbeigehen in der Küche und es ergab sich ein Gespräch über die ersten Eindrücke vom Aufenthalt in der neuen Stadt, vor allem über das Studium. Letztendlich ist wieder das Thema der sprachlichen Unterschiede aufgetaucht.

G: ... nur spreche ich hier ganz komisch mit den Österreichern. Die sprechen kein Hochdeutsch, eher ihren eigenen Dialekt ... ich mein', ich hab damit kein Problem, ich verstehe sie. Und daheim da spreche ich ... sprechen wir normalerweise auch unseren Dialekt. Aber wenn ich hier mit denen spreche, dann ist das teilweise Österreichisch, etwas aus meinem Dialekt, es entsteht ein Mischmasch. Ich will mich gar nicht hören, wie ich da rede.... (Pause, lächelnd) Aber ich mag es, wie die Österreicher sprechen.²¹

Analyse:

Auch in diesem kurzen Abschnitt folgen mehrere wichtigen Aussagen ganz dicht aufeinander. Zuerst einmal *G*'s negative Bewertung dessen, wie er nun hier in Österreich spricht. Das ist seiner Meinung nach dadurch verursacht, dass er seinen heimischen Dialekt mit dem örtlichen vermischt und sich daher quasi anpasst. Möglicherweise ließe sich hier von einer Teil-Implementierung der fremden Varietät sprechen. Als Mitglied der D-Nation wird *G* von Österreichern (vgl. Muhr 2003:206f.) allgemein verstanden, es besteht daher eigentlich kaum Notwendigkeit, sich anzupassen. Er tut dies also freiwillig, vielleicht auch anhand dessen, dass er selber Dialektsprecher sei oder weil er nicht zum ersten Mal in Österreich ist. Wohl auch deswegen, da er das österreichische Deutsch insgesamt als sehr positiv bewertet.

²¹ s. Anhang II/7)

Weiter sagt er, dass die Österreicher hier nur ihren eigenen Dialekt sprächen, jedenfalls kein Hochdeutsch. Diese Behauptung klingt daher etwas herabstufend, besonders im Zusammenhang mit der nächsten Aussage: „*ich mein', ich hab damit kein Problem*“, die impliziert, dass er zwar keine Probleme hat, die anderen aber sehr wohl. Seine Verständniskompetenzen bewertet der Proband durchaus positiv. Genauso wie im vorherigen Gespräch verwendet *G* die Bezeichnung „das Österreichische“, das er hier schon eindeutig als Dialekt markiert. Damit sagt er, dass er die österreichische Varietät für eine Landes-spezifische Mundart hält.

6.5.4 Zusammenfassung

Alle drei obigen Interaktionen haben eine positive Bewertung von Seiten deutscher Muttersprachler gemeinsam. Es wird zwar nebenbei auch negativ bewertet, dass die Sprecher selbst bzw. andere Deutsche Probleme mit dem Verstehen der österreichischen Varietät haben, zweimal wird auch (von *G*) die negative Bewertung dessen erwähnt, dass Österreicher kein Hochdeutsch, sondern lediglich einen Dialekt sprechen können. Die Vermischung der regionalen und nationalen Variation, die für alle drei Interaktionen gilt, wurde bereits erwähnt (vgl. 6.5.3). Außerdem bestätigen die Gespräche auch Muhrs (2003:206) Angabe, dass Sprecher der D-Varietäten die Normen der A-Varietäten in der Regel als Nonstandard, dabei aber häufig auch als charmant, sympathisch oder schön bezeichnen. Der Sprachmanagementprozess endete in allen Fällen bereits mit Bewertungen, im letzten Gespräch ließe sich zudem auch noch von einer Teilimplementierung sprechen, in diesem Fall also von einer gewissen Aneignung der Normen der fremden Varietät von *G*.

6.6 Bundesdeutsch ißt anders²²

6.6.1 Und was für lustige Begriffe die noch ham

Dieses Gespräch ist aus Graz, vom 28. 3. 2011. An diesem frühen Montagmorgen haben sich drei Österreicherinnen und die Verfasserin im Universitätsgebäude getroffen, um ihr Referatsthema zu besprechen. Im Rahmen dieses Referats wurden Aufgaben aufgeteilt, die Verfasserin wollte sich mit den nationalen Varietäten des Deutschen

²² Hinweis auf de Cillias (1997) Artikel und somit auf den Slogan der Wirtschaftskammer Österreichs im Rahmen der EU-Kampagne vor dem EU-Beitritt Österreichs: „Alles bleibt, wie es ißt“.

befassen. Für den erfolgreichen Erwerb einer Attestation in diesem Seminar war zudem eine Power-Point-Präsentation nötig, in welcher eine pragmatische Analyse eines ausgewählten Textes bzw. einer Textsorte gemacht werden sollte. Dies wird hier deswegen angeführt, weil darauf in dem Gespräch noch die Rede kommt. Die drei Probandinnen sind Grazer Studentinnen - *K*, *St* und *E*, am Gespräch nimmt auch *P* (Verf.) teil. Wegen *P*'s Teilthemas *nationale Varietäten* richtete sich auch das Gespräch auf die Unterschiede zwischen den nationalen Varietäten. In dieser Interaktion wurde versucht, auch die Aussprache aufzuzeichnen, die bei den Mädchen ziemlich markant war. Außerdem war es bei dieser Interaktion möglich, einige Notizen bereits während des Gesprächs zu machen, die dann später allerdings vervollständigt wurden.

K: I glaub', i könnt dein Thema a für meine Präsentation benützen, für die Backrezepte, dös wird scho manchmal gut dafür.

P: Ach so, die nationalen Varietäten, ja, gut.

St: Ja, kannst deutsche und österreichische Backrezepte machen... Meine Mama hat sich einmal a Kochbuch g'kauft, sie wollte a österreichisches, konnte es aber nirgendwo finden und hat dann a deutsches g'kauft. Aber dös woa...es woa komplett anders, was die für hochdeutsche, also deutsche... jo Begriffe benutzen, sie musste manchmal echt ganz umdenken.

E: Ja, (...unverständlich, Anm. der Verf.) und Quark ... und was für lustige Ausdrücke die noch ham...²³

Analyse:

Das Thema der nationalen Varietäten fanden die Mädchen offensichtlich interessant, *K* brachte das sogar zur Idee, in ihrer Präsentation österreichische und deutsche Backrezepte vergleichen zu können. Alle drei waren sich der nationalen Unterschiede bewusst, das heißt, sie haben sie bereits bemerkt. *St* erwähnt daraufhin ein Beispiel aus eigener Erfahrung und führt an, dass gerade in dem kulinarischen Bereich sich der Wortschatz ganz eindeutig unterscheidet. Diese Tatsache wird leicht negativ bewertet, in dem Kontext dessen, dass es für die Mutter von *St* nicht einfach war, so ein

²³ s. Anhang II/12)

Kochbuch zu lesen. Vielleicht wurde es *St* (und möglicherweise auch ihrer Mutter) damals zum ersten Mal bewusst, dass Unterschiede (und welche) zwischen den bundesdeutschen und österreichischen Küchenausdrücken bestehen. *E* bezeichnet dann die bundesdeutschen Varianten (wie zum Beispiel *Quark*) als lustig, was in diesem Kontext eine eher leicht negative Bewertung darstellt. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass *St*'s Mutter sich damals mit einem deutschen Kochbuch zufrieden geben musste, weil ihr kein österreichisches zur Verfügung stand. Auch das, dass es einen Mangel an eigenen (Koch)Büchern gibt, trägt zusammen mit anderen Medien dazu bei, dass die bundesdeutsche Varietät in die österreichische eindringt und dass den Österreichern die bundesdeutschen Ausdrücke relativ geläufig sind, auch wenn sie diese selber nicht verwenden müssen (vgl. Muhr 2003:206). Letztendlich stellt die Nennung des Teutonismus *Quark* eine bereits durchgemachte Implementierung dieses und wohl auch anderer Ausdrücke dar.

Interessant erscheint im Kontext des Plurizentrismus noch *St*'s Aussage: „*was die für hochdeutsche, also deutsche ... Begriffe benutzen...*“ *St* verbindet das bundesdeutsche Deutsch generell wohl mit besserem Deutsch, daher zuerst das Adjektiv *hochdeutsch*. Das wurde aber gleich durch *deutsch* ersetzt, sei es nun wegen dem Gesprächsthema *nationale Varietäten* oder weil ihr bewusst wurde, dass sie die bundesdeutschen Varianten zumindest bei Speisenbezeichnungen nicht für besser als die österreichischen hält. Jedenfalls hat sie nach dem Aussprechen des Wortes „*hochdeutsche*“ die Diskrepanz zwischen der Status- und Landeszugehörigkeitsbezeichnung bemerkt, es wahrscheinlich negativ bewertet, weil sie sich selbst korrigierte. Mit dem Aussprechen des Wortes „*deutsche*“ kam schließlich auch die Implementierung zustande.

6.6.2 Zum Beispiel Hackfleisch

Dieses Gespräch ist vom Juni 2011, aus einem Weingut in der Steiermark, der sich nicht weit weg von Graz befindet. Im Rahmen einer interdisziplinären Konferenz mit dem Thema „Moderne literarische Texte zur Angst“, wo viele internationale Wissenschaftler aller Fachrichtungen auftraten, fand dort eine Abschiedsveranstaltung statt. Es gab eine Weinverkostung mit Vortrag, ein paar Auftritte von Germanisten, Dichtern und Kabarettisten, dazu gutes Essen. Da die Teilnahme international war und

der Professor, der die Tagung veranstaltet hatte, teilweise in Deutschland, teilweise in Österreich lebte, sind an einem Tisch Deutsche mit Österreichern zusammengekommen. Sie fingen bald an – wohl angeregt durch den Anblick des Essens – über den unterschiedlichen Küchenwortschatz zu sprechen. Im Folgenden wird ein Stückchen eines Gesprächs wiedergegeben, das damals notiert wurde. *Cha* ist Österreicherin, mittlerweile eine Sekretärin an der Uni, und kommt ursprünglich aus der Steiermark. Die als *D* bezeichnete Probandin ist eine deutsche Wissenschaftlerin, die eine Zeit lang in Österreich lebte bzw. noch lebt, mehr konnte über sie nicht festgestellt werden.

Cha: Als ich in Deutschland in der Gastronomie gearbeitet habe, musste ich zum Teil das ganze Vokabular erlernen. Zum Beispiel Hackfleisch. Bei uns hat's immer Faschierts geheißen.

D: Ja, als ich hier am Anfang ein Kilo Gehacktes kaufen wollte, hat mich ja kein Mensch verstanden...²⁴

Analyse:

Aus dem Gesagten geht hervor, dass beide Gesprächspartnerinnen sich damals der Unterschiede im Wortschatz (zumindest zum Teil) nicht bewusst waren. Beide schildern das als eine Überraschung und da mit der Unkenntnis Mühe bzw. Probleme beim Einkaufen/Arbeiten verbunden waren, handelt es sich um eine negative Bewertung. Diese bezieht sich allerdings vielmehr auf die Vergangenheit. Nach einigen Jahren wird es natürlich zum Besten gegeben und nun nicht mehr bewertet, da sich die Sprecherinnen inzwischen die unterschiedlichen Ausdrücke angeeignet haben.

6.6.3 Zusammenfassung

In beiden Interaktionen wurde die Problematik des unterschiedlichen Wortschatzes angesprochen, und zwar seines wohl populärsten Bereichs – der Küchenausdrücke, die sogar in der Europäischen Union eine Karriere gemacht haben (vgl. Kapitel 4.3.3). In allen Fällen kam es natürlich zur Bemerkung der Unterschiedlichkeit der jeweiligen Begriffe. Die Schwierigkeiten, mit denen die erste

²⁴ s. Anhang II/13)

Begegnung mit der nationalen Variation der kulinarischen Ausdrücke für die Probandinnen verbunden waren, wurden auch immer negativ bewertet. Jedenfalls nicht die Tatsache an sich, dass es Varianten gibt, bzw. dass eine der beiden unkorrekt sein sollte. Da bei allen Sprecherinnen bereits eine fortgeschrittene Kenntnis der bundesdeutschen kulinarischen Ausdrücke bestand, lässt sich von einer erfolgreichen Implementierung in diesem Wortschatzabteil sprechen.

6.7 Ist direkt ein Gegensatz zu höflich?

6.7.1 Ach, ich würde das tun, wenn ich nur könnte...

Diese Interaktion fand in Graz, am 24. 5. 2011 am Abend statt. Im Garten des Studentenwohnheims, wo *P* wohnte, wurde ein gemütliches Treffen mit Grillen veranstaltet. Jeder lud seine Freunde ein und so entstand die Möglichkeit, viele neue Leute kennen zu lernen. Erst in späteren Abendstunden kam *P* zum ersten Mal ins Gespräch mit *V*, einer Österreicherin ursprünglich aus Kärnten, die aber seit über fünf Jahren in Graz lebte. Erwähnenswert wäre auch, dass sie Prof. Muhr kannte und sogar an einigen seiner Studentenprojekte extern mitarbeitete. Sie ist aber keine Germanistin. Während des Gesprächs kam auch das Thema der Charakter- und Höflichkeitsunterschiede zwischen Deutschen und Österreichern auf.

V. Und es gibt viele Unterschiede (zwischen Österreichern und Deutschen, Anm. der Verf.). Die Deutschen z. B. sind sehr direkt. Wenn du sie fragst, ob sie etwas tun könnten und sie es nicht machen wollen, sagen sie einfach nein. Ein Österreicher sagt es aber nie direkt, wir sagen eher ja, weißt du, ich hab jetzt keine Zeit und würde gerne, aber...²⁵

Analyse:

Diese Aussage bezieht sich diesmal auf keine konkreten strukturellen Unterschiede, *V* wählt zum Gesprächsthema die pragmatischen Differenzen zwischen den jeweiligen nationalen Varietäten. Deutsche sollen ihrer Meinung nach sehr direkt sein, dafür sei aber ein Österreicher immer sehr vorsichtig bei der Äußerung einer Ablehnung, die er

²⁵ s. Anhang II/14)

nie offen ausspreche. Eine Bemerkung der Abweichung liegt also eindeutig vor, welche Bewertungen hier zustande kommen, ist allerdings nicht so leicht zu entscheiden. Es scheint so zu sein, dass das Verhalten von Deutschen sogar positiver als das ausweichende Antworten der Österreicher quittiert ist. Möglicherweise bricht aber das Sprachmanagement bereits bei der Bemerkung der Unterschiede ab.

6.7.2 Jeder hat andere Manieren

Dieses Gespräch fand im Sommer, Mitte Juli 2011 während eines Ausfluges auf den Großglockner statt. Als Proband tritt hier A auf, Gründer des Pfadfinderlagerplatzes bei Salzburg (vgl. 6.3.1). A ist Österreicher im Alter von 70 Jahren, der das ganze Leben lang in Salzburg lebt. Den Pfadfinderlagerplatz gründete er vor mehr als 40 Jahren und ist dort immer noch aktiv. Während des Ausflugs wurde daher „unser“ Lagerplatz zum Thema, man sprach vor allem über Probleme mit manchen ausländischen Pfadfindergruppen, die sich aus Sicht der österreichischen Teamer ungewohnt verhalten.

A: Wenn du auf einem Pfadfinderlagerplatz arbeitest, musst du versuchen, dich mit allen zu verständigen. Jeder hat andere Manieren. Manche hören sich fast unhöflich an und dann stellst du fest, dass es bei ihnen so normal ist und sie eigentlich ganz nett sind. Die Deutschen zum Beispiel. Schau dir den Ks an (Mitglied des Teams, Anm. der Verf.) Wie er spricht und sich verhält, da haben wir sehr lange gebraucht, bis wir verstanden haben, dass er ein ganz Netter ist. Und dabei ist er so ein lieber und empfindsamer Bursch.²⁶

Analyse:

A spricht nicht nur die Problematik der Pragmatik an, sondern auch des damit zusammenhängenden Verhaltens und Verstehens dessen, was höflich bedeutet. Das, was für einige als sehr höflich erscheint, kann sich für andere als beinahe grob anhören. Diese Feststellung bewertet A nicht bzw. nur neutral. In dem konkreten Fall des einen Deutschen beschreibt er diese Unterschiede in den Verhaltensregeln allerdings als ein

²⁶ s. Anhang II/19)

Hindernis zum richtigen Kennenlernen seiner Persönlichkeit und bewertet besonders *negativ*, dass sie (Österreicher vom Team) sich der Differenz dazwischen nicht bewusst waren und lange Ks' Benehmen ablehnten, was A im Nachhinein schade findet. Ks bekam also aufgrund seines für Österreicher ungewöhnlichen Verhaltens zuerst einen falschen Ruf und erst später hat sich sein wahrer Charakter gezeigt. Das wurde dann von A wiederum sehr positiv bewertet. Im Bezug auf den Satz – „*Wenn du auf einem Pfadfinderlagerplatz arbeitest, musst du versuchen, dich mit allen zu verständigen*“ – kann man sogar vom vollendeten Managementprozess sprechen. Die Aussage zeigt darauf, dass sich A die angestrebte Kenntnis über die Verhaltensunterschiede letztendlich beigebracht hat. Während dieses Gesprächs lassen sich also zwei parallel verlaufende Sprachmanagementprozesse beobachten. Erstens die Beschreibung der damaligen Situation, wo Ks' Ausdrucksweise negativ bewertet wurde, was aber schließlich dazu führte, dass man erkannt hat, dass diese Bewertung völlig falsch war; und zweitens A's negative Bewertung der Tatsache, dass er zusammen mit den anderen damals aufgrund der abweichenden Redensweise zu rasch urteilte.

6.7.3 Wie könnten wir vielleicht noch freundlicher sein?

Auch diese Interaktion ist an dem österreichischen Pfadfinderlagerplatz erhoben worden, die Probandin ist Sy, Deutsche, die seit mehr als zehn Jahren in Wien lebt und arbeitet. Das Gespräch entstand am 6. 7. 2011 während einer Pause zwischen verschiedenen Tagesarbeiten. Sy reagierte auf Klagen des gerade auch pausierenden Leiters des Lagerplatzes über die mühsame Tätigkeit, die ihm bevorsteht und vor allem darüber, dass er an einem so schönen Tag noch zahlreiche unangenehme E-Mails beantworten muss.

*Sy: Ich bin nur froh, dass ich im Büro keine Briefe schreiben muss. Dieses ganze österreichische vielleicht, wie könnten wir vielleicht noch freundlicher sein...boah!*²⁷

²⁷ s. Anhang II/18)

Analyse:

Es scheint, dass die Pragmatik einen so prägt, dass man andere pragmatische Gewohnheiten auch nach vielen Jahren in der Umgebung einer anderen sprachlichen Varietät nicht einmal akzeptieren kann. Das zumindest geht von dem Gesagten hervor. Sy bewertet die Art und Weise, wie in Österreich Höflichkeit bzw. Freundlichkeit ausgedrückt wird, als eindeutig negativ und lehnt somit auch alle eventuellen Maßnahmen ab, die zur Aneignung der anderen Regeln führen könnten.

6.7.4 Zusammenfassung

Alle Probanden dieser drei Interaktionen waren sich über die pragmatischen Unterschiede und Verhaltensnormen zwischen beiden Varietäten bzw. Ländern einig. Ihre Feststellungen entsprechen auch den Angaben in Muhr (vgl. 1995a:230f. und 1994:126-144), der zudem das ausweichende, manchmal überhöfliche Verhalten der Österreicher mit ihrer größeren Bemühung erklärt, gefährliche gesichtsbedrohende Formulierungen zu vermeiden. In 6.7.2 und 6.7.3 wurde die jeweils andere, fremde Höflichkeitspraxis negativ bewertet, in 6.7.1 scheint aber seitens einer Österreicherin die deutsche direkte Art der Höflichkeit als positiver bewertet zu sein. In 6.7.2 kommt es sogar zur Implementierung auf der Ebene des passiven Aneignens der bundesdeutschen Verhaltensregeln. Gerade diese Interaktion zeigt aber auch die Gefahr, die eine mangelnde Kenntnis von (sprachlichen) Gewohnheiten der anderen darstellt; wie aufgrund eines bloßen Missverständnisses eine tiefe Intoleranz entstehen kann.

6.8 Ösies und Piefkes**6.8.1 Du redest wie ein Schwul...**

Dieses Gespräch ereignete sich bei einer Silvesterfeier in Niederösterreich am 31. 12. 2010. Es handelt sich im Prinzip um die Fortsetzung der Interaktion 6.1.1 Es ereignete sich nur einige Minuten später und der Ort (Niederösterreich), die Situation (freundschaftliches Gespräch) sowie die Akteure (Österreicher und ein Deutscher) blieben dieselben. Nur die Stimmung ist noch etwas lockerer und scherzhafter geworden.

In dieser Interaktion sind die Sprecher auf das Wahrnehmen und Bewerten der jeweiligen fremden sprachlichen Varietäten zu sprechen gekommen.

Österreicher: Du sprichst so klar, so deutlich...fühl' dich nicht beleidigt, ich mein' es nicht schlecht, aber bei uns sagt man...weil ihr so sprecht... es klingt ein bisschen hochnäsiger für uns.

Deutscher: Na ja, bei uns sagt man wiederum über die Österreicher, vor allem über die Wiener, es ist aber keineswegs meine Meinung, ich mag das Wienerische sehr gerne, ...dass die wie schwul reden.²⁸

Analyse:

In diesem Gespräch wird vor allem die soziokulturelle Komponente des Sprachmanagements hervorgehoben. Obschon es nur um Laien und ihre vagen Äußerungen geht, ist es immerhin „Sprechen über Sprache“, also das, was man als „Spracheinstellungen“ (Tophinke/Ziegler 2000:187-193) bezeichnet. Auch solche Äußerungen, die primär nur wenig mit der Sprache an sich zu tun haben, sind ein wichtiger Gegenstand des Sprachmanagements. Es mischen sich hier in die mehr oder weniger objektiven linguistischen Gegebenheiten auch kulturelle Unterschiede sowie – und das in diesem Fall besonders – nationale Stereotypen. All dies ist Bestandteil der soziokulturellen Komponente des Sprachmanagements, die der kommunikativen und linguistischen Kompetenz übergeordnet ist (vgl. Nekvapil 2006:100).

Bei diesem Gespräch wurden die Aussagen des österreichischen und des deutschen Muttersprachlers getrennt analysiert, erstens wegen der schon erwähnten größeren Komplexität des Gesprächsthemas und zweitens wegen der Tatsache, dass jeder der Probanden die fremde Varietät unterschiedlich bewertete.

Der österreichische Sprecher bemerkte den Unterschied in der gesamten Aussprache, höchstwahrscheinlich auch in der Sprachmelodie. Er teilt seinem Gesprächspartner mit, dass sich das Bundesdeutsche für österreichische Ohren *etwas hochnäsiger* anhöre. Dies weist der bundesdeutschen Varietät eine durchaus negative Bewertung zu, es ist aber in Anspielung an die oben erwähnten pragmatischen

²⁸ s. Anhang II/3)

Unterschiede sehr interessant, wie vorsichtig diese ausgedrückt wurde. Die negative Bewertung wurde als eine kollektive Meinung aller Österreicher präsentiert („*bei uns*“), was durch die unpersönliche Partikel *man* noch unterstrichen ist. Außerdem milderte der Sprecher die Härte des Ausdrucks *hochnäsig* mit vorausgestelltem *ein bisschen*. Auffallend ist auch, dass er sich für die abschätzende Bewertung einfühend entschuldigt („*fühle dich nicht beleidigt*“). An dieser Stelle bricht der Sprachmanagementprozess ab, da kein Korrekturplan erfolgte, von Implementierung ganz zu schweigen.

Der bundesdeutsche Sprecher präsentiert zweierlei Bewertungen. Seine persönliche Meinung ist positiv, er sagt „*ich mag das Wienerische sehr gerne*“. Somit wählt er aber nur eine konkrete Stadtsprache bzw. einen konkreten Dialekt als Repräsentanten der österreichischen Varietät. Mit der Aussage „*bei uns sagt man wiederum über die Österreicher, vor allem über die Wiener, (...)*“ stellt er österreichisches Deutsch auf eine Ebene mit dem Wienerischen. Somit zeigt sich hier wieder die oben schon mehrmals angetretene Nicht-Unterscheidung eines Mitglieds der D-Nation zwischen der regionalen und nationalen Variation (vgl. Muhr 2003:206).

Der Deutsche erwähnt neben seiner persönlichen Bewertung auch die angebliche Meinung der meisten Deutschen, die negativ bzw. skeptisch oder sogar verächtlich sei, indem man sagt, dass Österreicher wie schwul redeten. Hier endet der Sprachmanagementprozess also mit einer negativen Bewertung.

6.8.2 Einmal Hofer gleicht Null Plus

Dieses Gespräch spielte sich im Frühling 2011 in Graz ab. Ein Freund aus Deutschland (*Ks*) kam zu Besuch nach Graz, wo die Verfasserin (*P*) gerade während ihres Auslandssemesters verweilte. Während eines Spaziergangs erblickte *Ks* ein Schild des Discounters *Hofer*, was ihn an das negative Verhältnis der Österreicher zu Deutschen erinnerte. Und da er in Österreich oft zu Gast ist und sich mit diesem Problem ziemlich gut auskennt, wollte er seine Erfahrungen und Erkenntnisse weitergeben.

Ks: Na ja, Hofer. (lacht, ironisch) Es kann ja nicht Aldi heißen, wenn das so in Deutschland heißt. Und Plus ist auch nicht Plus, sondern Zielpunkt. Es wäre viel zu Deutsch.²⁹

Analyse:

In diesem Gespräch geht es eigentlich nicht mehr um die Sprache an sich, diesmal wird das Thema der (nationalen) Identität angesprochen. Der Proband spottet über Österreicher, indem er die ironische Bemerkung äußert: „*Es kann ja nicht Aldi heißen...*“ Und später: „*Es wäre viel zu Deutsch*“. Das sind wertende Aussagen, die für Österreicher nicht gut ausgehen. *Ks* sagt am Beispiel von Discounternamen nichts anderes, als dass sich Österreicher von Deutschland um jeden Preis abgrenzen wollen, was für ihn als lächerlich und wohl nicht ganz nachvollziehbar erscheint. Dabei verhält er sich als typisches Mitglied einer D-Nation, für den die schizophrene Identität der Österreicher, die zwischen „mit Deutschland“ und „gegen Deutschland“ laviert, nicht besonders verständlich ist (vgl. Muhr 2003:206-208). Offensichtlich gelten solche Einstellungen auch für diesen Deutschen, der in Österreich häufig ist, mit Österreichern sympathisiert und unter den Österreichern sogar viele Freunde hat.

6.8.3 Warum hassen mich alle?

Dieses Gespräch stammt wieder vom Grazer Treffen mit *Si* am 18. 3. 2011 in einem Weinlokal (wie auch 6.3.2 und 6.5.1). Diesmal berührt sie ein etwas traurigeres Thema. Auch dieses betrifft nicht so ganz die Sprache, sondern es handelt sich eher um das Verhältnis der beiden Nationen zueinander.

Si: Was ich gestern in einem Seminar erlebt hab... Es war Soziologie und der Professor hat die Studenten wegen der Abwehrhaltung gegen Deutschland angesprochen. Und was die dann gesagt haben. Das hab ich überhaupt nicht geahnt, dass es so einen Hass gegen Deutschland gibt. Ich mag Vorurteile nicht... Ich saß da...noch mit einem Deutschen und fand das echt krass. Es war

²⁹ s. Anhang II/17)

teilweise echt böse, was die da gesagt haben. Es war mir etwas ganz Neues...ich war dann nach dem Seminar echt verwirrt...

Ich: Und...was haben die zum Beispiel gesagt?

Si: Ja, dass halt viele Deutsche hier in Österreich studieren und die Plätze den österreichischen Studenten besetzen...na gut, das kann ich noch nachvollziehen...aber auch, dass Deutsche kulturlose Banausen sind, dass wir nur massenhaft auftreten... (fragliche Miene) ... das tun doch alle Touristen, wenn ich mir auch hier in Graz die Touristen anschau, das sind teilweise echt große Gruppen. Nein, das war echt...so eine Abwehrhaltung hab ich nicht erwartet. Bei uns würde man so was an der Uni überhaupt nicht sagen dürfen...es wäre auch niemandem eingefallen...und es hat sich echt so eine heftige Diskussion entwickelt...der Professor musste sie dann sogar stoppen, als das schon zu viel war...³⁰

Analyse:

Das Problem ist eindeutig. Si ist zum ersten Mal in ihrem Leben solchen stereotypischen Einstellungen gegen Deutsche und somit sich selbst begegnet und bewertet es natürlich eindeutig negativ, bezeichnet das sogar als „krass“ und „böse“.

Dabei handelt es sich wieder um musterhaftes Verhalten, wie es oben beschrieben wurde. Si stößt zum ersten Mal auf solche aus ihrer Sicht unbegründete Hassgefühle, von welchen sie, als Mitglied der dominierenden Nation, keine Ahnung hatte. Dazu kommt, dass sie erstmals in Österreich ist. Was sie besonders schockiert, ist das, dass Meinungen, die sie normalerweise als lächerliche Stereotypen ablehnen würde, im Seminar ganz ernst gemeint waren und sogar von den meisten Studenten vertreten wurden. Dabei handelt es sich tatsächlich um Stereotypen, die zum Teil auch dadurch entstanden, weil nach dem Zweiten Weltkrieg keine positive, dafür aber eine stark negative Österreich-Identität geschaffen wurde, die auf der Abgrenzung von Deutschland basierte (vgl. Kapitel 3.1). Die Tatsache, dass eine völlige Abgrenzung (sprachlich, geographisch, wirtschaftlich usw.) nie ganz gelingen kann, führt nur noch zur Verstärkung der Abwehrhaltungen. Konkret in Graz mag dazu noch beigetragen

³⁰ s. Anhang II/11)

haben, dass es hier tatsächlich relativ viele Professoren und Studenten aus Deutschland gibt. Möglicherweise ist dem aber in ganz Österreich so.

6.8.4 Minderwertig ist nicht gut

Dieses Gespräch ist ebenfalls aus Graz, vom 24. 5. 2011 und es handelt sich um eine Fortsetzung des Gesprächs 6.7.1 Im Garten unseres Studentenwohnheimes wurde gegrillt und die Verfasserin dieser Arbeit lernte gerade V kennen. Die Konversation setzte mit der Situation an der Karl-Franzens-Universität in Graz fort.

V. Die Uni, die Germanistik hier in Graz ist wirklich Scheiße.

P. Was? Oh ja, fast jeder Professor ist aus Deutschland...

V. Ja, es kommt einer und zieht zehn andere mit hinein... Aber was sollen wir als Österreicher da denken? Wir sind so unfähig, dass wir nicht genug eigene Professoren haben ...und sie müssen aus Deutschland kommen? Na, weißt du, das ist schon Minderwertigkeitskomplex.

P. Ja, klar ... ist aber klar. Die Österreicher müssen sich gegen den großen Nachbarn irgendwie definieren. Er ist halt größer und hat deswegen auch größeren Einfluss.

V. Ja, aber das ist vor allem der wirtschaftliche Einfluss. Und die Sprache. Du, als Österreicher, wenn du in Österreich aufwachst, wachst mit diesem Minderwertigkeitsgefühl auf. Schon in der Schule hörst du, die Sprache, die du sprichst ist ... fui. Und im Duden steht mittlerweile, dass das, was in Österreich benutzt wird ... ist falsch. Richtig ist nur das, was die Deutschen sprechen. Und dann stehst du zum ersten Mal gegenüber einem Deutschen und puf, kannst nix sagen, weißt nicht, wie du sprechen sollst ... Das, wie wir mit denen reden, das ist nicht unsere Sprache. Ok, wie ich spreche, mit den Deutschen, oder jetzt mit dir, das ist kein Österreichisch, aber das hab ich mir angewöhnt, weil ich jetzt ziemlich oft mit Deutschen spreche. Aber das müssen wir uns anlernen.³¹

³¹ s. Anhang II/14)

Analyse:

Dieses Gespräch ist voller Kritik, doch versucht die Probandin ziemlich objektiv zu bleiben. Sie kritisiert zwar den Zufluss der deutschen Professoren, sagt aber zugleich, dass Österreicher am Minderwertigkeitskomplex leiden. Zudem erklärt sie die Gründe, die dazu führen. Man werde vom Klein auf als Nonstandard-Sprecher bezeichnet, es werde einem beigebracht, seine „Muttersprache“ zu hassen und in der Schule muss man die ebenfalls unbeliebte Varietät des wirtschaftlich viel einflussreicheren Nachbarn erlernen, was aber nur zur Verstärkung des Minderwertigkeitsgefühls führt. Dazu kommen noch die Professoren aus Deutschland, die dann dieses Gefühl noch bestätigen. V schildert hier im Grunde ziemlich ausführlich die Probleme der A-Nationen wie diese auch Muhr (2003:207) beschreibt, einschließlich der „schizophrenen Identität“, die sich dadurch kennzeichnet, dass man das Eigene nicht schätzt, jedoch benutzt und das Fremde (die bundesdeutsche Varietät) nicht verwendet, aber höher schätzt (Muhr ebenda). V bewertet diese Gesamtsituation sowie alle einzelnen Aspekte derselben sehr negativ, schlägt allerdings keine Gegenmaßnahmen vor, die beispielsweise zur Beseitigung des Minderwertigkeitskomplexes führen könnten.

6.8.5 Österreicher behaupten, ich spreche falsches Deutsch

Um ein ähnliches Thema drehen sich auch die Erfahrungen einer Deutschen, der Sy, die bereits im Gespräch 6.7.3 auftrat. Dieses Gespräch spielte sich in der Nacht vom 28. auf den 29. 10. 2011 ab, wieder auf dem Pfadfinderlagerplatz im Salzburgerland. Jedes Jahr gibt es hier ein großes herbstliches Treffen von allen Freiwilligen, die in der Hauptsaison mitgeholfen haben. Nach einigen Vorwinterarbeiten wird dann bis tief in die Nacht gefeiert, gegessen und erzählt, was auch bei diesem Gespräch der Fall war. Anwesend waren außer der Hauptprobandin (Sy) noch zwei Österreicher aus Wien, der eine davon lebt allerdings schon seit vielen Jahren in München. Innerhalb des Gesprächs kam es sogar zu einem Streit um den Status bzw. die Eigenständigkeit der nationalen Varietäten, woraufhin Sy ihr großes Problem mit Österreichern äußerte.

Sy: Also Tschuldigung, ich bin seit 10 Jahren in Wien und glaube, ich beherrsche meine Muttersprache ganz gut. Und es finden sich aber immer wieder irgendwelche Österreicher, die mir erklären wollen, dass ich falsch

*spreche und wollen mich belehren. Und so ist das mit allem, in den zehn Jahren habe ich hier keine echt gute Freundin gefunden, meine echten Freunde habe ich nur in Deutschland, auch wenn wir uns nur selten sehen. Von einer Leiterin aus meiner Pfadfindergruppe, die wir gemeinsam leiten, habe ich mir gedacht, wir wären ganz gute Freundinnen, aber dann hat sich gezeigt, dass sie ganz falsch war.*³²

Analyse:

Das, was hier Sy äußert, ist eine starke Anschuldigung. Sie beschuldigt Österreicher der Falschheit bzw. Unfähigkeit, eine echte Freundschaft zu schließen und außerdem noch des sprachlichen Chauvinismus, was natürlich eine sehr negative Bewertung darstellt. Das Verhalten von Sy sowie der Österreicher lässt sich wieder wie in den vorigen Gesprächen mit dem typischen Verhalten der Mitglieder der A- und D-Nationen erklären (vgl. Muhr 2003:206-208). Sy beschreibt keine Maßnahmen gegen das von ihr beschriebene und abgewertete Verhalten der Österreicher. So bricht das Sprachmanagement auch hier mit der negativen Bewertung ab.

6.8.6 Zusammenfassung

Dieser thematische Teil behandelte Einstellungen und Bewertungen, die sich nicht direkt auf die sprachlichen Probleme bezogen. Alle Gespräche betrafen in gewisser Weise die nationale Identität und konnten ziemlich gut illustrieren, wie wichtig dieses Thema immer noch ist. Alle beteiligten Probanden äußern negative Bewertungen der Lage, in keinem der Gespräche wird ein Verbesserungsplan vorgeschlagen. Seitens der Österreicher wird entweder die bundesdeutsche Varietät als ein Ganzes, oder auch die Anzahl von allzu vielen Deutschen in Österreich bzw. Deutschlands wirtschaftlicher Einfluss auf Österreich stark negativ bewertet. Deutsche dagegen bewerten die Abwehrhaltung der Österreicher als lächerlich bzw. negativ. Ein zentrales Problem scheint die nationale Identität nur für Österreicher zu sein, was auch die oben angeführten Gespräche bestätigen. Aus den Interaktionen geht hervor, dass viele Österreicher ihr Staatsbewusstsein von der negativen Abgrenzung von und gegen Deutschland ableiten, da sie sich durch den großen Nachbarn bedroht fühlen. Dagegen

³² s. Anhang II/20)

stellt für Deutsche die nationale Identität kein Problem dar, sei es nur, wenn sie kommen nach Österreich kommen und zum Objekt der für sie unverständlichen Abwehrhaltung werden. Diese kann sich dann als Korrektur der fremden Varietät seitens der Österreicher auswirken (wie in 6.8.5), eine direkte Äußerung der Hassgefühle, die allerdings stark stereotypisiert sind (6.8.3; 6.8.4), Spotten über die bundesdeutsche Varietät (6.8.1) oder Andersbenennung von Geschäften. Die Aufregung der Deutschen über die Ungerechtigkeit, dass man anhand der bloßen Herkunft schlecht behandelt wird, sowie die krampfhaften Bemühungen der Österreicher um Abgrenzung erscheinen im Prinzip nur als zwei Seiten ein und derselben Münze; mit etwas Einsicht und Abstand sind doch beide Seiten zu verstehen. Ein gesundes Verhältnis stellt das aber freilich nicht dar.

6.9 Man passt sich halt so nebenbei an

6.9.1 Baba, Österreich!

Folgendes Gespräch stammt von einem anderen Treffen mit *Si*, der Deutschen von beispielsweise 6.8.3. Es war am 27. 5. 2011 am Nachmittag, in der Zeit, wo die meiste Zeit des Erasmus-Aufenthalts schon vorbei war. Es gab bereits seit einigen Tagen sehr schönes Wetter und *Si* und *P* wollten gemeinsam Eis essen, Kaffee trinken und dabei einige Ausflüge für die freien Pfingsttage planen. *Si* war schon lang genug in Österreich, um sich an einige Spezifika zu gewöhnen und diese Ergebnisse präsentierte sie nun.

Si: Also, ich hab hier gelernt – „das geht sich aus“.

P: Nur „das geht sich aus“?

Si: Ja, nein. Doch noch: „baba“... (scherzhaft) Und mehr will ich auch nicht wissen. Sonst versteht mich daheim kein Mensch.³³

Analyse:

Si hat also während ihres Aufenthalts in Graz nicht nur verstehen gelernt, sie hat einige Ausdrücke sogar aktiv übernommen. Es handelt sich im Falle dieser zwei Wörter

³³ s. Anhang II/16)

um einen vollendeten Sprachmanagementprozess und somit in gewisser Weise um eine Lösung des Problems aus dem zeitlich davor liegenden Gespräch 6.3.2. Damals beschwerte sie sich darüber, dass sie das österreichische Deutsch nicht versteht und ihr Kommilitone riet ihr, sich daran zuerst einmal zu gewöhnen. Dies ist anscheinend passiert, jedenfalls hat sich *Si* gleich zwei österreichische Ausdrücke angeeignet. Sie äußert sogar die Befürchtung, dass sie deswegen, vor allem wenn es noch mehrere werden sollten, nach der Rückkehr nach Hause nicht mehr verstanden werden würde. Es ist zwar im humorvollen Ton ausgedrückt, trotzdem bewertet sie somit die Tatsache, dass sie angefangen hat, die zwei Austriazismen aktiv zu benutzen, als eher negativ. Genauso wie die Möglichkeit, nicht verstanden zu werden, falls es noch mehr werden sollte. Gegen diese Gefahr unternimmt sie das, dass sie alle weiteren Austriazismen prinzipiell ablehnt. Solches Verhalten lässt sich in Hinsicht auf das gewollte Verstanden-Werden in der Heimat als Maßnahmen im Rahmen des Sprachmanagementprozesses bezeichnen.

Dass sie mindestens einen der Ausdrücke wirklich übernahm, beweist ein Satz, den sie nur ein paar Minuten später im Laufe des Gesprächs über geplanten Ausflug nach Klagenfurt aussprach:

*Si: Wir können dann nach Klagenfurt fahren. Für einen Tag geht sich das gut aus...*³⁴

6.9.2 Ne Mennnnnng!

Dieses Gespräch stellt eine Ausnahme zu den ansonsten gesprochenen, mündlichen Interaktionen dar. Es handelt sich um eine schriftliche Konversation im sozialen Netzwerk *Facebook*. Sie ereignete sich am 7. und 8. 6. 2011 und daran beteiligt waren *P* (Verf.) und *EB*, eine Österreicherin aus Graz, die mit der Gesprächspartnerin *P* in ein Seminar zur Phonetik ging und ihr ab und zu Links zur österreichischen Musik und zu on-line-Fernsehprogrammen schickte. Der Dialog wurde unverändert von Facebook kopiert, einzig die Zeitangaben, die auf Tschechisch waren, die Namen, sowie die

³⁴ s. Anhang II/16)

Reihenfolge, wo auf Facebook an der ersten Stelle die neueste Nachricht stünde, wurden verändert. Der Dialog läuft also chronologisch, von den ältesten zu neuesten Aussagen.

<p><u>EB</u> 7. 6. 2011 12:00</p> <p>Ich schicke Leuten leider furchtbar gerne Musik und nachdem du öfters welche gepostet hast: Vorsicht ein Trend geht um ^^</p> <p>Lg</p> <p>P.S. Hab da noch ne Mennnnnnge mehr Musikvorschläge ;</p>
<p><u>P</u> 7. 6. 2011 12:12</p> <p>Hihi, toll :-D Werde mich über jeden Musikvorschlag freuen. Dasda ist voll lustig!!!</p> <p>Aber sag mal, was soll das hier mit "ne Menge"? Bist du etwa aus Deutschland? ;-) (verzeih, a phonetische Bemerkung)</p> <p>Lg</p>
<p><u>EB</u></p> <p>Eigentlich nicht. Das ist eine interessante Frage. Ich schau zu viel fern wahrscheinlich. Is im Schriftgebrauch vielleicht einfacher!? Quasi fast schon Hochdeutsch?! Spannend ;)</p>

Analyse:

Diese Konversation stellt eine Art Anpassung an die bundesdeutsche umgangssprachliche Kürzung des unbestimmten Artikels *eine* als *ne* dar. Sie wird zwar nur im schriftlichen Ausdruck benutzt, wie aber *EB* vermutet, möge es sich vielleicht um den Einfluss des Fernsehens handeln, welches in Österreich stark von der bundesdeutschen Varietät geprägt ist (vgl. Muhr 2006:9; Clyne 1992b:128f.). *EB*'s Erklärung, dass es „*im schriftlichen Gebrauch vielleicht einfacher*“ ist, ein *ne* statt des österreichischen *a* zu verwenden, scheint nicht ganz plausibel zu sein. Zudem wird wohl eher ein schriftliches Medium die Ursache solcher Schreibung sein. Sei es nun Facebook, Zeitschriften, Bücher aus Deutschland bzw. in Deutschland verlegte, Internet, verschiedene Foren. Jedenfalls kann dieser Auszug aus der Konversation als ein kleiner Beweis für die Beeinflussung der österreichischen Varietät durch die

bundesdeutsche dienen und daher lässt sich auch von Implementierung der bundesdeutschen Artikelkürzung im geschriebenen Ausdruck dieser Probandin sprechen. Die ist mittels wahrscheinlich schriftlicher Medien aufgetreten, die dabei quasi als Maßnahmen fungierten.

Außerdem bezeichnet *EB* die Schreibung *ne* als „fast schon Hochdeutsch“, erklärt allerdings nicht, aufgrund wessen. Ist das die Ähnlichkeit der Schreibung *ne* mit *eine*? Oder hält sie eine umgangssprachliche bundesdeutsche Variante für besser als eine umgangssprachliche österreichische? Mit dieser Aussage schafft sie sozusagen eine Skala: *a* als Nonstandard, *ne* – fast Standard, *eine* – Standard, wobei die eigene Aussprachevariante auf der niedrigsten Stufe steht. Somit bewertet sie auch die Variante *ne* positiver als *a*.

Interessant überhaupt in Rücksicht auf die Bemerkung des Unterschiedes zwischen dem geschriebenen und gesprochenen unbestimmten Artikel *eine* bzw. seiner Einordnung erscheint noch, dass er *EB* erst dann richtig aufgefallen ist, als sie auf die Diskrepanz aufmerksam gemacht wurde.

6.9.3 Zusammenfassung

Wie schon die Überschrift dieses schmalen thematischen Abschnitts verriet, handelte es sich hier um die Problematik der Anpassung an die fremden Varietäten. Zuerst war es eine deutsche Studentin, die zum ersten mal in Österreich war und anfangs überhaupt keine Erfahrungen mit der fremden Varietät hatte, nach ein paar Monaten eignete sie sich doch mindestens zwei österreichische Ausdrücke an. Es kam also zu einer Implementierung von zwei österreichischen Merkmalen, welche allerdings als eher negativ empfunden wurde. Die zweite Probandin ist eine Österreicherin, die sich wiederum eine bundesdeutsche umgangssprachliche Schreibung des unbestimmten Artikels *eine* aneignete. Sie bewertet diese Implementierung keineswegs, erwähnt aber, dass sie die bundesdeutsche umgangssprachliche Schreibung im schriftlichen Ausdruck vielleicht deswegen wählt, da sie diese als fast schon *hochdeutsch* empfindet und somit auch positiv bewertet. Die positive Bewertung war dabei also eine wichtige Voraussetzung für die Implementierung der Schreibung *ne*.

7. Schlussfolgerungen und Ausblick

Wie sich in dieser Diplomarbeit zeigte, eignen sich die Instrumente der Sprachmanagementtheorie für die Beschreibung und Analyse von Prozessen, die mit der Plurizentrik zusammenhängen. Es ist gelungen, mit denselben Mitteln sowohl die unmittelbaren Interaktionen auf der Mikroebene, als auch die Prozesse im Rahmen des organisierten Sprachmanagements zu beschreiben: die Etablierung des plurizentrischen Konzeptes, die Kodifizierung bzw. das Erstellen von Dokumenten, die die nationalen Varietäten festlegen. Weiter stellte sich heraus, dass die Sprachmanagementtheorie dank ihrem breiten Umfang je nach Anwendungsbereich mit anderen Konzepten kompatibel funktionieren kann; in dieser Arbeit war es Ammons soziales Kräftefeld einer Standardvarietät im Anwendungsbereich Kodifizierung. Das soziale Kräftefeld lässt sich in den Rahmen der Sprachmanagementtheorie einbetten und ist dann von großer Wichtigkeit bei der Spezifizierung und Benennung der relevantesten Stufen sowie der Akteuren des Sprachmanagementprozesses.

Während der eigentlichen empirischen Untersuchung konnten mithilfe des Sprachmanagements einige Annahmen der Verfasserin sowie Angaben in der sekundären Literatur bestätigt werden. Zudem wurden direkte, unbeeinflusste Daten über Plurizentrik im tagtäglichen Sprachgebrauch auf mehreren (sozio-) sprachlichen Ebenen gewonnen.

Während der Interaktionen kam häufig der unterschiedliche Wortschatz zum Ausdruck. Seitens deutscher Probanden handelte es sich meistens im Zusammenhang mit Unkenntnis der österreichischen lexikalischen Varianten um negative Bewertungen der Tatsache, dass sie nicht verstehen. Seitens der Österreicher gab es direkt in den Interaktionen keine Verständnisprobleme, es wurden allerdings im Bezug auf unterschiedliche kulinarische Bezeichnungen ihre früheren Probleme mit den bundesdeutschen Varianten geschildert und als negativ bewertet. Einzig der *Küchenwortschatz* wurde im Rahmen der Gespräche als gleichwertig behandelt und alle Probanden (Österreicher sowie Deutsche) haben sich diese entweder nach einem längeren Aufenthalt in dem jeweils anderen Land, bzw. nach einer prägenden Erfahrung mit den jeweiligen fremden Varianten, angeeignet. Daher scheinen die kulinarischen Begriffe für die faktische Existenz bzw. Fungieren und Gleichwertigkeit der nationalen Varietäten des Deutschen auf der Mikroebene von sehr großer Bedeutung zu sein. Ansonsten wurde von Österreichern allgemein negativ bewertet, dass Deutsche sie nur

wenig verstehen: Im Falle des Wortschatzes war dem so besonders bei solchen Wörtern, welche die Sprecher selbst als allgemeindeutsch wahrgenommen hatten und daher auch keine entsprechende bundesdeutsche Variante kannten. Als die Maßnahmen für eine ungestörte Kommunikation wurde seitens der Österreicher zumeist eine Anpassung an die bundesdeutsche Varietät gewählt. Es ergibt sich daraus, dass Deutsche in der Position der mächtigeren bzw. autoritativeren sind, weil nur von Österreichern verlangt wird, sich anzupassen. Die Existenz der nationalen Variation im Wortschatz allgemein wird generell von allen Akteuren (bis auf den Fall *Giraffe*, vgl. 6.1.2) anerkannt und nicht oder als neutral bewertet. Dagegen Probleme, die sich daraus für konkrete Sprecher ergeben, werden natürlich negativ bewertet.

Nur einmal wurden unterschiedliche grammatische Gewohnheiten zum Thema einer Interaktion (vgl. 6.1.3). Auch in diesem Fall protestierte der Sprecher nicht gegen die nationale Variation, sondern er bewertete die für ihn unbefriedigende Praxis im DaF-Unterricht in Südamerika, wo bundesdeutsche Usus in Benutzung von Vergangenheitsformen protegiert werden.

Es stellte sich heraus, dass in vielen Fällen, wo Einstellungen zu den nationalen Varietäten ausgedrückt wurden, eine besonders große Rolle der Klang, Akzent bzw. die Sprachmelodie spielten. Die österreichische Varietät erfreute sich unter den deutschen Probanden dieser Untersuchung generell großer Beliebtheit, es fanden sich hingegen auch negative Bewertungen wie *schwul* oder *penetrant*. Die zumeist positive Bewertung des österreichischen Klangs war aber dadurch erkauft, dass das österreichische Deutsch fast immer auf das Niveau eines Dialekts herabgestuft wurde. Interessanterweise taten dies auch die Österreicher mit ihrer eigenen Varietät.

In den Einstellungen allgemein zu Österreich und Österreichern waren Deutsche zumeist neutral, nur eine Sprecherin bezeichnete Österreicher als unehrlich. Erst in Reaktion auf Abwehrhaltung der Österreicher im Verhältnis zu Deutschland bewerteten Deutsche dieses Phänomen als stark negativ. Das bundesdeutsche Deutsch wurde nur in einem Fall von einem österreichischen Proband bewertet, und zwar als negativ – als *hochnäsiger*. Es kamen aber auch die bereits erwähnten stereotypen Hassgefühle gegenüber Deutschen und Deutschland zum Ausdruck.

In den Interaktionen zur Pragmatik waren sich alle Probanden einig, dass Deutsche viel direkter, Österreicher eher vorsichtiger und indirekter sind, was auch die

Untersuchungen von Muhr (vgl. 1995a:230f. und 1994:126-144) zeigen. Als interessanter erscheint deswegen, dass es zweierlei Bewertungen der deutschen direkten Art seitens der Österreicher gab. Außer der eher erwarteten negativen Bewertung wurde sie von einer österreichischen Probandin auch positiv quittiert. Besonders auf der pragmatischen Ebene zeigte sich allerdings, wie leicht unterschiedliche Verhaltens- oder Höflichkeitsgewohnheiten, die den anderen beteiligten nicht bekannt sind, zu fatalen Missverständnissen führen können.

Schließlich zeigen die Beispiele zur Anpassung und Implementierung der fremden Varietät, dass sich Österreicher viel häufiger als deutsche der fremden Varietät anpassen. Ein solches Verhalten setzt natürlich eine gewisse passive oder aktive Vorkenntnis der bundesdeutschen Varietät voraus. Die passive Kenntnis wird zumeist unbewusst durch den Einfluss der Medien erworben und irgendwann kann sie zum unbewussten Sprachwandel führen, wie sich das am Beispiel der österreichischen Facebook-Benutzerin (vgl. 6.9.2) zeigte. Manche bundesdeutsche Probanden haben sich zwar auch einige Merkmale der österreichischen Varietät angeeignet, dies aber erst nach einem längeren bzw. wiederholten Aufenthalt in Österreich.

Im Bezug auf die Existenz sowie Fungieren des plurizentrischen Konzeptes in der Praxis geht aus den erhobenen Daten eine gewisse Diskrepanz hervor: Einerseits besitzt das österreichische Deutsch für zumindest die meisten Probanden dieser Arbeit keinen Standardstatus. Andererseits sprechen die Probanden im Zusammenhang mit der lexikalischen Ebene über gleichwertige Variantenausdrücke, welche in den jeweiligen Ländern als üblich gelten. Der Standardwert der *gesamten österreichischen Varietät* wurde allerdings von keinem der österreichischen oder deutschen Sprecher explizit ausgesprochen, geschweige von den deutschen Sprechern.

Als einer der bedeutendsten Gründe für einen solchen Stand wird hier eine mangelnde, unvollständige österreichische Binnenkodifizierung gesehen. Es gibt zwar eine relativ große Anzahl an theoretischen Arbeiten zu verschiedenen (allerdings nicht gleich vertretenen) sprachlichen Ebenen; die Kodifizierer wagen es jedoch nicht, die Merkmale der österreichischen Varietät, deren Status weitgehend anerkannt ist, festzulegen. Es gibt dafür zahlreiche Gründe, die bereits oben beschrieben wurden und mit den Problemen der A-Nationen (vgl. Muhr 2003:206-207) zusammenhängen. Jedoch ohne dass man sich daran einigt, was eigentlich der österreichische Standard ist,

kann das österreichische Deutsch *nie* als ein dem bundesdeutschen Deutsch gleichgestellter Standard auch auf der Mikroebene gelten. Dabei geht es nicht nur um bloße Entscheidung der Kodifizierer. Eine große Rolle spielen auch Einstellungen der (allerdings eher fachlichen) Bevölkerungsmehrheit. Solange die Varietät, die im tagtäglichen Sprachgebrauch benützt wird, als Dialekt und die bundesdeutsche Varietät (und das sogar in umgangssprachlichen Schattierungen) als „*eher Hochdeutsch*“ (vgl. Gespräch 6.9.2) bezeichnet wird, ist das ein Beweis für die bestehende Unsicherheit der österreichischen Muttersprachler über den Status ihrer Varietät. Daher scheint es von Nöten zu sein, die österreichische Kodifizierung zu vervollständigen. Für Sprachexperten bietet sich außerdem immer noch eine breite Skala an weniger erforschten Aspekten (z.B. Pragmatik, Aussprache, Grammatik und Spracheinstellungen zu diesen) der nationalen Variation an, die beschrieben werden können.

Abschließend sei eine Aussage eines Österreicherers angeführt, die zugespitzt die schwierige Situation des Statutes des österreichischen Standards auf den Punkt bringt: „Kein Österreicher weiß, dass es österreichisches Deutsch gibt.“³⁵

8. Resümee

³⁵ s. Anhang II/9)

In dieser Arbeit wurde die Sprachmanagementtheorie auf das plurizentrische Konzept angewandt. In dem ersten, theoretischen Teil wurde die Sprachmanagementtheorie und darauf folgend die plurizentrische Auffassung skizziert, diese mit besonderem Bezug auf die österreichische und bundesdeutsche Standardvarietäten. Vor allem im Falle der Kodifizierung beider Varietäten wurde der Prozess der Kodifizierung auch mithilfe der Instrumente der Sprachmanagementtheorie beschrieben, die sich dafür als geeignet, sowie kompatibel mit einer anderen wichtigen Theorie bewährte – Ulrich Ammons sozialem Kräftefeld einer Standardvarietät.

Im praktischen Teil, in dem mithilfe der Instrumente der Sprachmanagementtheorie authentische Gespräche mit österreichischen und deutschen Muttersprachlern mit irgendeinem Bezug zur plurizentrischen Thematik analysiert wurden, wies sich die Theorie ebenfalls als geeignet aus. Es stellte sich heraus, dass die durch das plurizentrische Konzept deklarierte Gleichwertigkeit nationaler Varietäten auf der Mikroebene zumeist nicht gilt, die Sprecher beider Varietäten hielten größtenteils das bundesdeutsche Deutsch für den richtigen Standard. Lediglich auf der lexikalischen Ebene war eine gewisse, von den Sprechern beider Varietäten anerkannte, nationale Variabilität zu beobachten, die allerdings fast ausschließlich nur den „Küchenwortschatz“ betrifft.

Resumé

V této práci byla aplikována teorie jazykového managementu na problematiku pluricentrického konceptu. V první, teoretické části byla představena teorie jazykového managementu a poté i pluricentrický koncept se zvláštním zřetelem k rakouské a německé spisovné varietě němčiny. Především v případě kodifikace obou variet proběhl popis jejího průběhu také pomocí nástrojů teorie jazykového managementu, jež se k tomu osvědčila jako vhodná a ukázala se kompatibilní s jinou teorií, jež popisuje vznik a konstruování jazykových variet – Ammonovým silovým polem spisovné variety.

V praktické části, kde byly analyzovány s pomocí prostředků teorie jazykového managementu autentické rozhovory německých a rakouských rodilých mluvčích, které se nějakým způsobem vztahovaly k pluricentrické tematice, se možnosti a postupy teorie rovněž osvědčily. Ukázalo se, že na mikrorovině nefunguje pluricentrickým konceptem deklarovaná rovnost obou národních variet; mluvčí obou variet němčiny označovali spíše německou varietu jako spisovnou. Pouze na lexikální rovině funguje jakási oběma národnostmi uznaná národní variabilita, týká se ale především „kuchyňské slovní zásoby“.

Summary

In this thesis, the Language Management Theory has been applied to the issue of pluricentric concept. In the first, more theoretical part of the thesis, Language Management Theory and the pluricentric concept with special reference to the German and Austrian German Standard variety were introduced. Especially in the case of codification of both varieties the description took place also by using the tools of the Language Management Theory, which has proved to be compatible with another theory for describing the origin and design of language varieties – the Ammon's forcefield of a standard variety.

In the practical part of the thesis, the authentic interviews among German and Austrian native speakers which were in some way related to the pluricentric theme were analyzed by using the tools of the Language Management Theory. It was found out that the equality of the national varieties, which is declared by the pluricentrism, is not really working on the micro level, the speakers from both countries are more likely to consider the German variety as the main one. Only on the lexical level some equality in the national variability is working, but concerns rather just the "culinary vocabulary".